



## Der Friesenpastor.

Kriminalroman

von

Dietrich Cheden.

Achtes Kapitel.

Die nur wenige hundert Köpfe starke Kirchengemeinde Holby hatte in keiner andern Persönlichkeit so empfindlich getroffen werden können wie in ihrem Seelsorger. Johannsen war für seine Gemeinde das Prototyp des Geistlichen und des wahrhaft tabellosten Menschen; sein Verhältnis zur Gemeinde hatte fast etwas wie das eines Fürsten zu seinem Lande. Jedermann, der reiche Bauer und der arme Handwerker oder Arbeiter, ehrte in ihm den berufenen und anerkannten Führer. Aber sein Verkehr mit seiner Umgebung wies keine Spur von den Ansprüchen und Launen der Fürstenherrlichkeit. Er sonnte sich nicht in der ihm entgegengebrachten Huldigung, und sein Wohlwollen war kein herablassendes und kein gnädiges, sondern eine aus lauterstem Herzen quellende, selbstlose Güte. Seine Frömmigkeit war echt; aber mehr als fromme Sprüche wirkten die schlicht menschlichen Befundungen seiner inneren Anteilnahme und die Freudigkeit, mit der er, wenn er helfen durfte, rasch und bedingungslos seinen Rat in die That umsetzte.

Und gegen diesen Mann war etwas im Werke, was die Gemeinde beunruhigte. Markward, Hansen und Sörensen waren von dem Amtsrichter in Tondern geheimnisvoll über das nächtliche Graben des Pastors in seinem Garten vernommen worden, als hätte er einen Schatz dort verborgen, an dem die Sünde haftete. An den Bauern Ingwers war die Frage gestellt worden, ob der Pastor den verschollenen Peter Skagen mit einem Spaten mißhandelt und zu ihm, seinem alten Freunde, selbst von einer solchen Thatsache gesprochen habe. Der Gemeindevorsteher von Holby und der in einem größeren Nachbarorte wohnhafte Amtsvorsteher waren über den Reumund des Pastors befragt worden, ja selbst der alte Propst Emker in Tondern sollte von dem Amtsrichter vorgeladen und über dasselbe Thema gehört worden sein. Niemand sagte, was vorging, aber jeder fühlte, daß ein Unheil in der Luft hing.

Johannsen hatte alltäglich hierhin oder dorthin einen Gang unternommen; jetzt hielt er sich seit Wochen zu Haus. Er schritt Sonntags so feierlich zur Kirche wie sonst, und seine Predigt klang, wie die Gemeinde es gewöhnt war; aber auch ihn selbst drückte erkennbar eine neue, fremde Sorge.

Die Erregung in der Gemeinde mehrte sich, als bestimmte Anzeichen auf immer größere Kreise ziehende Umtriebe gegen den



Photographie-Verlag von Josef Albert in München.

### Wintersorgen.

Nach dem Gemälde von A. Müller-Lingke.

Pastor deuteten, und sie fand einen ergreifenden Ausdruck, als das Forsche der Behörden zu einem überraschenden, offenkundigen Schritte führte, den nur ein tief eingewurzelter und den Pastor beleidigendes Mißtrauen hatte denkbar machen können.

Der Staatsanwalt am Landgerichte Flensburg erwies sich als der schneidige Herr, als den ihn Helges Verlobter gerühmt hatte. Der über mittelgroße, hagere Mann mit dem glatten, verschlossenen Gesichte, der scharf markanten, leicht gebogenen Nase, grauen, durchdringenden Augen und hoher, geistvoller Stirn war ein ebenso tüchtiger als strenger und gefürchteter Jurist. Energisch und rücksichtslos, wie er den verleumderischen Bauern gefaßt haben würde, wenn dessen Berufung auf die namhaft gemachten Zeugen sich nicht wider Erwarten bisher als stichhaltig erwiesen hätte, nahm er die neue Fahrt auf, die nach entgegengesetzter Seite führte, aber nicht minder und mit nicht abzuweisenden Merkmalen auf ein andres, noch schwereres Verbrechen hinzudeuten schien.

Die einhellige Aussage der von dem Amtsrichter vernommenen Entlastungszeugen, daß der Ruf des beschuldigten Pastors ein über allen Zweifel erhabener sei, ließ den Staatsanwalt kalt, und bei dem Hinweis auf den geistlichen Stand des Angeeschuldigten, der wohl von selbst den Verdacht eines Verbrechens ausschließt, huschte ein Lächeln über seine Züge. Als ob ein Stand sich für den einzelnen je als ein Palladium erwiesen hätte!

Er machte einen Auszug der den Pastor belastenden Momente, stellte bei der Strafkammer des Landgerichts den Antrag auf Eröffnung der Voruntersuchung, und die Kammer gab seinem Ersuchen Folge.

Der Untersuchungsrichter war ein wohlwollender Mann in reifen Jahren, der mit der Energie des ihm befreundeten Staatsanwalts ein schonendes und taktvolles Vorgehen zu vereinigen wußte. Er ordnete in Kürze einen Vorkalstermin in Holby an und ersuchte den Amtsvorsteher, die für die Nachgrabung nötigen Hilfskräfte an Ort und Stelle rechtzeitig bereit zu halten.

Die Kunde von dem Erscheinen des Amtsvorstehers mit den Arbeitern und von der jeden Augenblick bevorstehenden Ankunft des Untersuchungsrichters verbreitete sich in Holby wie ein Lauffeuer. Wer irgend im Haushalt abkommen konnte, jung und alt, Männer und Frauen, eilte über die Felder nach dem Pastorhause.

Johannsen und seine Tochter hatten sich im Einverständnis mit Helges Verlobten, der am Abend vorher angelangt war, zu Ingwers begeben, um nicht Zeugen des Altes sein zu müssen, der nach ihrer gewissenhaften Ansicht auf nichts hinauslaufen konnte als auf eine verlebende, widerliche Farce.

Dr. Dürhus begrüßte den Amtsvorsteher und die zum Termin geladenen Zeugen Markward, Hansen und Sörensen. Er war ruhig und zuversichtlich.

Pünktlich um die angeordnete Stunde fuhr der Wagen mit dem Untersuchungsrichter und einem Gerichtsschreiber vor. Ihm folgte ein zweiter mit dem Kreisphysikus und dem Kreiswundarzt.

Die auf dem Dorfwege neben dem Garten angestellte Menge machte den Wagen nur mürrisch Platz. Die Beamten ignorierten die Haltung der Leute, schritten rasch in das Pfarrhaus und traten alsbald zur Sitzung zusammen.

Finster wie die Beamten wurde Dierl Stagen empfangen, als er sich vom Deich her dem Pastorat näherte und vor der angelehnten Gartenpforte unschlüssig stehen blieb. Niemand würdigte ihn eines Grußes, keiner näherte sich ihm. Mit stummem Vorwurf musterten ihn die Versammelten oder drehten ihm ostentativ den Rücken.

Er wurde vorgerufen, als die Gerichtskommission aus dem Hause kam und sich feierlich, den Untersuchungsrichter an der Spitze, in den Garten begab. In der nordöstlichen Ecke standen neben einem Gendarmen vier Arbeiter mit Schaufeln und Spaten.

Der Richter inspizierte nach Anhörung der Zeugen genau den angeblichen Thatort und gab seinen Befund über Lage und Neußerlichkeiten zu Protokoll. Sein Diktat klang ruhig und monoton. Die an der Mauer Kopf an Kopf zusammengedrängte Zuschauermenge beachtete er jetzt so wenig wie zuvor.

Nach wenigen Minuten erfolgte der Befehl, die Ausgrabung zu beginnen.

Atemlos verharrte die Menge, und mit feierlicher Spannung sahen die Beamten die aufgeworfene Erde sich häufen. Da — in der Tiefe eines halben Meters — ein Stoß auf etwas Festes. Der den Spaten führende Arbeiter schrak zusammen und richtete sich auf. Der Kreisphysikus nahm ihm das Gerät aus der Hand und sehte es wieder ein, um den Härtegrad des widerstehenden Gegenstandes festzustellen.

„Ich bitte, mit Vorsicht die nächste Schicht abzuheben. Meine Mutmaßung, daß wir auf einen Stein gestoßen sein könnten, trifft nicht zu. Der Gegenstand ist elastisch oder mürb, nicht hart.“

Vorsichtig gruben die Arbeiter weiter. Das Hindernis wiederholte sich an verschiedenen Stellen.

„Schaben!“ gebot der Physikus.

Und da an einer Stelle zeigte sich ein Knochen. Die Arbeiter wichen scheu zurück; die Haare sträubten sich ihnen.

„Weiter!“ befahl der Untersuchungsrichter.

Einer der Arbeiter trat zurück, lehnte sich an die Mauer und sah entsetzt auf das Werk seiner Kameraden. Er hatte sich zu viel zugetraut.

Ein Mensch wurde da in seiner Ruhe gestört — ein von Kleiderresten nur teilweise noch bedecktes Gerippe grinst aus der dunklen Erde. — Ein Schrei maßloser Ueberraschung erklang aus der Menge; ameisenartig kam sie in Bewegung.

Mit schreckengeweiteten Augen starrte Ernst Dürhus auf den unerwarteten, schauerlichen Fund; wie eine Lähmung, die ihm Wort und Denken nahm, kam es über ihn.

Die fleischlosen Füße des Toten stakten in vermoderten Holzschuhen, dicht neben dem hohlhändigen Schädel erglänzte weiß ein schlichter, silberner Ohrring. Der Untersuchungsrichter gebot den Arbeitern Halt und forderte den Kreisphysikus zur Erklärung des Befundes auf.

„Fasse ich meine und meines Kollegen Aufgabe richtig auf,“ führte der Physikus nach längerer Ueberlegung aus, „so ist, da über den Charakter des Gerippes als das eines Menschen ein Zweifel nicht bestehen kann, nur zweierlei zu konstatieren: Wie lange die Leiche an dieser Stelle gemodert hat und ob an den spärlichen Ueberresten irgendwelche Merkmale eines unnatürlichen Todes zu entdecken sind. Ich halte mich zuvörderst an die erste Frage und muß anerkennen, daß die Ruhezeit der Leiche sich annähernd feststellen läßt. Der Boden ist naß und führt Grundwasser, ist also dem raschen Verlaufe des Fäulnisprozesses günstig. Aufgehalten wurde dieser etwas durch das Fehlen eines Sarges, der eine gewisse, die Fäulnis fördernde Luftschicht garantiert und die dichte Umlagerung der Leiche mit der feuchten Bodenschicht verhindert hätte. — Eine Verzögerung in der Fäulnis dürfte weiter die sehr starke, widerstandsfähige Kleidung des Toten bewirkt haben.“

Er machte eine Pause und untersuchte das Skelett genau, dann fuhr er fort:

„Ich behalte die nähere Begründung meines Urteils dem schriftlichen Gutachten vor. Aus der bis auf die Knochen fortgeschrittenen Verwesung und der auf diese von besonderem Einfluß gewesenem Bodenbeschaffenheit schließe ich auf eine Ruhezeit der Leiche zwischen zehn und fünfzehn Monaten.“

„Ist eine bestimmtere Angabe nicht möglich?“ fiel der Untersuchungsrichter ein.

„Nein. Ich denke, mein Herr Kollege schließt sich meinem Gutachten an.“

„Vollkommen,“ bestätigte dieser.

„Dann zur zweiten Frage: Können Sie, meine Herren, noch irgend eine Verletzung konstatieren?“

Die Aerzte fanden nach langer Untersuchung an der linken Seite des Schädels dicht über der oberen Schläfenlinie eine Zertrümmerung des Seitenwandbeins und erklärten übereinstimmend, daß durch diese das Gehirn verletzt und der Tod herbeigeführt worden sein dürfte.

„Kann die Verletzung von einem Schläge herrühren?“ fragte der Richter.

„Ja.“

„Sind Anzeichen vorhanden, welche die Verletzung als mit einem stumpfen oder scharfen Instrumente ausgeführt erkennen lassen?“

„Die Merkmale sprechen für ein scharfes Instrument.“

„Durch einen Schlag, zum Beispiel mit der Breitseite eines Spatens, war die Verletzung nicht möglich?“

„Das ist ausgeschlossen.“

„War sie möglich mit der Schneide eines solchen Gerätes?“

„Ja. Auch durch den Schlag mit der Schmalseite eines Hammers. Ausgeschlossen ist ferner nicht, daß sie von einem Falle herrührt, einem solchen gegen eine scharfe Kante von Holz, Eisen oder Stein.“

„Ich ersuche Sie, die einzelnen, nach Art der Verletzung möglichen Todesursachen in Ihrem Gutachten aufzuführen.“ — Herr Dierl Stagen!

Der Untersuchungsrichter rief den Hauptzeugen auf und wandte sich kurz nach ihm um.

„Betrachten Sie die Ueberreste des Toten und geben Sie auf meine Fragen nach bestem Wissen Antwort. — Treten Sie näher heran! — Wie groß war Ihr Bruder?“

„Das Maß vermag ich nicht genau anzugeben. Er war in meiner Größe.“

„Herr Kreisphysikus, ich bitte zu messen.“

Die Größe stimmte.

„Herr Zeuge, welche Kleidung trug Ihr Bruder?“

„Ich habe ihn an dem Tage seines Verschwindens nicht gesehen, Herr Landgerichtsrat, und kann nur annehmen, daß er den Anzug getragen hat, der unter seinen mir abgelieferten Kleidungsstücken fehlte.“

„Beschreiben Sie diesen.“

„Ich hatte ihm die Sachen geschenkt, nachdem ich

sie längere Zeit selbst getragen. Dunkelbraunes, wollenes Zeug.“

Herr Physikus, sind an den Kleiderresten Beschaffenheit und Farbe noch zu konstatieren?“

Die Aerzte prüften auch nach dieser Richtung.

„Wolle und dunkelbraune Farbe,“ entschieden sie. „Herr Zeuge, trug Ihr Bruder Holzschuhe?“

„Ja.“

„Erinnern Sie sich eines besonderen Kennzeichens, oder ist Ihnen bei der Ausgrabung jetzt ein solches aufgefallen, durch das die Identität Ihres Bruders mit dem hier Begrabenen eine weitere und vielleicht eine die noch obwaltenden Zweifel ausschließende Bestätigung erhalten könnte?“

Der Bauer zögerte einen kurzen Moment.

„Wenn ich nicht irre, fiel auch den Herren vorhin ein kleiner silberner Ohrring auf? Mein Bruder trug einen solchen.“

„Können das andre Zeugen bestätigen?“

Da alle schwiegen, mußte der Richter einzeln aufrufen.

Sörensen und Rissen stimmten dem Bauern bei. „Herr Zeuge Stagen, hatte der Ring besondere Merkmale?“

„Er war einmal an einer Stelle gebrochen. Die Lötung war sichtbar.“

Der Richter nahm den Ring selbst und prüfte. „Ihre Ansicht, meine Herren?“ fragte er dann, indem er den Fund herumreichte.

Die Lötung war deutlich zu erkennen.

Der Untersuchungsrichter trat zurück.

„Ich ersuche Sie, Herr Amtsvorsteher, das Skelett an einem geeigneten Ort zur Aufbewahrung zu bringen und den Zutritt ausschließlich den beiden Herren Sachverständigen zu gestatten. Die Beerdigung hat zu unterbleiben, bis die Erlaubnis dazu vom Herrn Staatsanwalt eingetroffen ist. Ich bitte die Herren, mich zur Unterfertigung des Protokolls nochmals ins Haus zu begleiten. Der Gendarm bleibt als Wache zurück. Das Betreten des Gartens ist untersagt.“

Nach Verlesung und Unterzeichnung des Protokolls schrieb der Untersuchungsrichter einige Zeilen nieder, zeichnete sie und reichte den Bogen dem Amtsvorsteher.

„Herr Amtsvorsteher, ich ersuche Sie, den Befehl ohne Verzug zur Ausführung zu bringen!“

Ernst Dürhus erkannte auch ohne Einsichtnahme den Inhalt des Schriftstückes. Er trat auf den Richter zu.

„Herr Landgerichtsrat, ich bitte um Schonung des Herrn Pastors. Nur ein unglückseliges Mißverständnis konnte diesen Ehrenmann in Verdacht bringen, und nur ein solches kann auch dem schauerlichen Funde zu Grunde liegen.“

„Ich stelle Ihnen gern anheim, Herr Kollege,“ entgegnete der Richter verbindlich, „den Herrn Amtsvorsteher zu begleiten. Ich habe davon gehört, welche innigen Beziehungen Sie mit dem Hause des Pastors verknüpfen, und ich bedaure, daß mein Amt und die Umstände mich zwingen, die Härte des Gesetzes zur Anwendung zu bringen.“

Er wandte sich auch zu den übrigen: „Die Umstände haben den Verdacht gegen Herrn Pastor Johannsen in einer Weise befestigt und erhöht, daß die Verhaftung des Verdächtigen sich nicht mehr umgehen läßt. Ich gebe anheim, diese mit aller Rücksicht auszuführen, vielleicht in einer Form, die den Vorgang den Leuten undurchsichtig läßt.“

Die allgemeine Bestürzung ließ eine tiefe Stille eintreten. Sie dauerte minutenlang, bis Sophus Markward als erster die Lähmung abschüttelte, flüsternd sich mit Ingwers, Rissen, Sörensen und Hansen verständigte und dann den Untersuchungsrichter anredete: „Herr Landgerichtsrat, wir haben gegen unsern Freund Johannsen auszusagen müssen und sind trotz alledem im tiefsten Herzen von seiner Schuldlosigkeit überzeugt. Wir möchten ihm bis zur Aufhellung des Dunkels das Schwerste, die Haft, ersparen und bieten Ihnen eine Kautions von dreihunderttausend Mark, wenn Sie den Mann, den wir als den Vater unserer Gemeinde verehren, auf freiem Fuß und in unsrer Mitte lassen wollen.“

Der Untersuchungsrichter drückte dem Bauern warm die Hand.

„Wenn ich Ihren großzügigen Vorschlag annehmen könnte,“ erwiderte er, „seien Sie versichert, daß es mir selbst ein Freude sein würde. Zu meinem Bedauern muß ich im Hinblick auf die Schwere des Verdachtes und die Kollisionsgefahr ablehnen.“

Sophus Markward nahm nach einer stummen neuerlichen Verständigung mit seinen Freunden nochmals das Wort:

„Die Sicherheitsleistung könnte erhöht werden, Herr Richter. Belieben Sie selbst den Betrag festzustellen.“

Der Untersuchungsrichter beharrte auf seiner Entscheidung und verabschiedete sich. Als bald nach seiner Abfahrt die Bauern das Pfarrhaus verließen und der Haftbefehl bekannt wurde, ohne daß scheinbar jemand davon gesprochen hatte, entstand ein grenzenloser Tumult. Hundert Hände ballten sich gegen Dierl Stagen, und der Bauer mußte, um sich der erregten

Menge zu entziehen, ins Wirtshaus flüchten, dessen Thür der Gemeindevorsteher hinter ihm abriegelte. Plötzlich griffen die Männer nach ihren Springstangen und eilten selbst nach dem Geflohten Jngwers.

Verwundert schaute Johannsen auf die anstürmende Menge und verständnislos vernahm er die verworrenen Rufe: „Fliehen Sie — fliehen Sie!“

Gelge sank in die Kniee. „Fliehen, Vater?“ stammelte sie. „Fliehen? Um Gott, was soll das heißen?“

Der Pastor legte seine Hand auf ihren Scheitel und ermahnte sie zur Ruhe.

Eine reckhafte Gestalt drängte sich durch die Menge und faßte des Pastors Rechte mit beiden groben Fäusten.

„Eine Niedertracht — in Ihrem Garten eine Leiche, ein Skelett —“, stotterte er in wilder Erregung. „Man will Sie verhaften — verhaften — fliehen Sie!“

Der Sprecher war der Schmied Vührs. Vor einem Jahrzehnt war er als ein armer Teufel wandernd nach Holby gekommen, der Pastor hatte sich des ungeschlachteten Hünen mit den edigen Bewegungen, den groben Reden und dem arglosen Kinderherzen angenommen und ihm zur Existenz in der Gemeinde verholfen. Dem rastlos fleißigen Manne hatte sich eine tüchtige junge Frau zugesellt, und die Jahre und die vereinten Kräfte hatten den Herd in der Schmiede zu einem glücklichen gemacht und die Truhen wohlgefüllt. Ein Schmied hatte lange gefehlt; als der tüchtige da war, brachten die Gemeinden der Gegend ihm Arbeit, Wohlstand und Freundschaft.

Johannsen erfaßte aus dem Gebaren und Reden des ihm unverändert ergebenen Menschen schnell die Situation. Er richtete sich hoch auf.

„Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ rief er laut und ernst. „Dahin: keine Flucht, ihr Leute. Ich verstehe nicht den Ratschluß Gottes, aber ich füge mich in Demut und Gehorsam.“

„Ich schlage jeden nieder, der Sie anrührt!“ Der Schmied erhob die arbeitsharten Fäuste. Aus seiner wilden Erregung klang es wie der Schrei eines zum Tode verwundeten Raubtieres.

Auf dem durchgeistigten Antlitz Niels Johannsens erschien ein Ausdruck des Friedens.

„Keine Drohung, keine Gewalt, Vührs!“ mahnte er freundlich ernst. „Sollte ich mich fürchten? Gott ist gerecht und wird meine Schritte zurücklenken zu denen, die als echte Freunde die Treue auch in schwerer Stunde bewähren. Laßt euch nicht beirren in dem Glauben an mich, aber gebt die Bahn frei denjenigen, die das Amt im Dienste der Gerechtigkeit gegen mich berufen hat. Ich kehre zurück zu euch, und dann werde ich euch danken.“

Aber der Geistliche hatte zum ersten Male die Nacht über seine Pfarrkinder völlig verloren. Als nach ergreifendem Abschied von der fast bewußtlosen Tochter und den erschütterten Freunden Johannsen im Wagen neben dem Amtsvorsteher Platz nahm und entblößten Hauptes nach allen Seiten grüßte, wich die angesammelte Menge nicht einen Schritt. Nervige Fäuste griffen den Pferde in die Zügel, und zahllose Stimmen schrien wirt und gellend: „Hier bleiben! Bei uns bleiben! — Nicht fort lassen!“

Der Pastor entstieg dem Wagen. Den Hut in der Hand, nicht rechts und nicht links blickend, schritt er vorwärts. Bittend streckten sich die Hände der Leute nach ihm aus, sanft und ruhig wehrte er ab. Die Männer traten zurück. Er durchschritt die Reihen, ließ den Wagen folgen und stieg wieder ein. Ein langer, thränenverschleierter Blick noch auf die Treuen, dann bat er leise: „Nun fort.“

Die Augen der Versammelten folgten starr der geliebten, verehrungswürdigen Gestalt, und der heiße Zorn erstickte in der betäubenden Verzweiflung und dem würgenden Schmerz über das schier Unfassbare.

Duwe Jngwers richtete sich erschrocken auf ihrem Lager auf. Ihre großen, krankhaft glänzenden Augen irrten suchend durch das Zimmer, ihr Atem flog, und über ihre Lippen kamen leise, bange, jammernde Klage-laute nach Gelge. Sie lauschte ängstlich auf das von draußen in den Frieden des Krankenzimmers dringende Losen der Menge und umklammerte in fiebernder Furcht den Arm der wachgehaltenen Mutter. Frau Jngwers drückte sie in die Kissen zurück, aber die Kranke schnellte erregt und das bleiche, liebliche Gesicht von unsäglicher Angst durchzittert, immer wieder auf, bis nach langen, bängenden Stunden zur gewohnten Zeit der Arzt eintraf, von dem Vorgefallenen hörte und besorgt zu der Kranken eilte. Duwe lächelte ihm glücklich entgegen; seine Gegenwart verdrängte aus ihrem Denken alles, was sie eben noch qualvoll gepeinigt hatte. Sie schloß die Augen und umspann das ihre Seele füllende Bild des Mannes mit beseligenden Träumen.

Doktor Jessen nickte froh der Mutter zu. Er erkannte freudig, daß das junge Geschöpf endlich gesundete an ihm und seiner Liebe. Und er wollte über sie wachen, die er so langsam der Nacht und dem Tode abgerungen, die er ins Herz geschlossen hatte mit inniger Kraft.

„Ein paar Tage noch“, sagte er, „dann wollen wir sie hinaustragen in Sonnenlicht und Luft, eine kleine Stunde zuerst, und dann von Tag zu Tag um ein geringes mehr, bis Kraft und Mut gewachsen sind und die Jugend triumphiert über alles, was vergangen ist.“

#### Neuntes Kapitel.

Was für ein Zug das war! Das war ein Stampfen und Stoßen und Rollen, ein Nechzen und Klirren und Schüllen, wie es Johannsen noch bei seiner Fahrt aufgefallen war... Er blickte aus dem Fenster des Coupés auf die im Dunkel verschwimmende Landschaft; abseits gelegene Gehöfte und Dörfer erschienen wie unförmliche schwarze Flecke, die Höfe dicht an der Bahn huschten wie im Fluge vorüber... Johannsen lehnte sich in die Polster zurück und schloß die schmerzenden Augen.

„Tingleff!“ riefen draußen die Schaffner. Gottlob, die Hälfte der Eisenbahnfahrt war zurückgelegt.

In der gläsernen Halbkugel an der Decke zuckte eine Flamme auf und verbreitete über den Raum ein müdes Licht. Niels Johannsen starrte auf den ihn begleitenden Gendarmen. Die Metallknöpfe an der Uniform, die Beschläge des Helms und des Seitengewehrs glitzerten matt... Der Amtsvorsteher mochte schon wieder zu Hause sein. Er hatte sich erboten, den geistlichen Arrestanten nach Flensburg zu begleiten, um ihm die Demütigung des Transportes zu erleichtern. Niels Johannsen hatte abgelehnt. Die Gegenwart des ihm Jahrzehnte bekannten Mannes und seine Teilnahme hätten ihn bedrückt. Er wollte nicht reden und denken, er wollte schweigen, schlafen und vergessen. Der Gendarm sprach nicht; er war darum angenehmer als der Amtsvorsteher, der den Pastor auch ohne das gesprochene Wort beschäftigt und gequält haben würde.

„Flensburg!“ „Bitte, Herr Pastor!“ Johannsen schritt durch die neugierig gaffenden Menschen voraus. Er hielt die Augen zu Boden gesenkt. Der Gendarm riß den Schlag einer Droschke auf, und der biedere Kutscher stieß bei dem Anblick des würdigen, geistlichen Herrn ein verwundertes „Nanu“ aus.

Das Pflaster war holperig, die erleuchteten Häuser schienen dem Pastor zu wanken, die trübgelben Gasflammen zu tanzen. Die elektrischen Vogenlampen vor einem ihm wohlbekannten Kaufhause blendeten ihn.

Erlösung! — Dunkel umrissen lag das Gefängnis da. Eine heiße, stickige, unreine Luft schlug den späten Gästen auf dem Flur entgegen. Der Gendarm übergab seine Papiere dem Aufseher und entfernte sich mit militärischem Gruße.

Das Pastorhaus in Holby kannte keinen Luxus; Johannsen kannte den Luxus nur vom Sehen. Die Zelle, die den Gefangenen aufnahm, stand hinter den Behausungen der Ärmsten in Holby noch zurück. Rahl stierten die Wände auf den einsamen Mann, mit Schauern erfüllte ihn die grobe, häßliche Lagerstatt. In einer Ecke ein abgenutzter Waschtisch, unter der aus bestaubtem Arme zuckenden, nur notdürftig leuchtenden Gasflamme ein weißgeschuener Tisch, daneben ein plumper Stuhl billigerer Sorte mit defektem Rohr-sitz — das war alles!

Johannsen sank auf den Stuhl und verbrachte die Nacht in dumpfem Brüten. Als er nach langen Stunden aus einem Halbschlummer verstört aufwachte, schimmerte der Morgen durch das hochgelegene Fenster. Er sah um sich, und mit einem Stöhnen barg er das Antlitz in die Hände.

Gegen Mittag wurde er vor den Untersuchungsrichter geführt und vernahm zum ersten Male zusammenhängend, wessen man ihn bezichtigte. Er horchte stumm. „Durch die Auffindung der Leiche in Ihrem Garten“, schloß der Untersuchungsrichter, „und die Feststellung der Identität des Toten mit Ihrem verschollenen Pflegling sind Sie in einem Maße belastet, daß die Situation für Sie eine sehr ernste ist. Bekennen Sie sich der Ihnen zugeschriebenen That schuldig?“

„Nein.“ „Sie werden selbst zugestehen müssen, daß ein Verbrechen gegen das Leben eines Menschen ohne Zweifel vorliegt. Das Opfer ist da und verkündet das Verbrechen als eine Thatfache, die weder widerlegbar noch an sich zu bestreiten ist. Sie bestreiten aber, daß Sie für Ihre Person mit dem Morde in irgend welchem Zusammenhange stehen?“

„Ja.“ „Können Sie dem Gerichte eine Sie entlastende Fahrt angeben, die eine andre Aufklärung verspricht?“ „Nein, keine.“

„Ich muß Sie darauf vorbereiten, daß die Untersuchung sich einige Monate hinziehen wird. Nach dem Ergebnis der Voruntersuchung ist als feststehend zu erachten, daß der Staatsanwalt die Anklage wegen Mordes beantragen und ebenso, daß die Kammer diese beschließen wird. Die Hauptverhandlung wird dann in die nächste Schwurgerichtsperiode fallen und dürfte

vermutlich als zweite der Strassachen auf Ende Oktober angelegt werden.“

Die formelle erste Vernehmung war bald zu Ende. Der Untersuchungsrichter drängte nicht auf ein Zugeständnis des Angeeschuldigten, und dieser fand nichts auf die Fragen des Richters zu sagen als die einförmige Verneinung oder Bejahung. Johannsen hatte sich gedacht, mit einer ehrlichen Auseinandersetzung alle Verdachtsmomente zu zerstreuen und seine Enthaltung sofort oder in Zeit von wenigen Tagen zu bewirken; nun er sich behandelt sah wie einen allen Ernstes Schuldigen, schob er apathisch die Abwehr hinaus und erlahmte mit einer Raschheit, daß aus dem gefunden, kräftigen Manne schon nach wenigen Wochen ein Greis geworden war.

An einem klaren Septembersonntage irrte durch das vergitterte Fenster ein warmer, zitternder Sonnenstrahl in Johannsens Zelle. Der Gefangene erhob den ergrauten Kopf, nahm die Lichtflut in sich auf, schloß die Augen und träumte. Sehnsüchtig flog sein Geist in die sonnenüberflutete Heimat an der Nordsee; er hörte die Glocken von dem edigen, altersgrauen Turme läuten, sah die Gräben zwischen den Feldern im Sonnenlicht wie ein weitgesponnenes Netz silbern aufschimmern, hörte und sah die raunenden, festtägig gekleideten Kirchgänger und fühlte mit, wie eine fremde, untertraute Stimme von der Kanzel die Erinnerung belebte an die Zeiten, da ein anderer dort oben gestanden und mit schlichtem, ehrlichem Worte besprochen hatte, was dem kleinen Kreise nahe lag und mit dem Bibelworte zu erläutern, zu verbinden, zu weihen war. Die altmodische, unansehnliche Orgel erbrauste, Kinder, Männer und Frauen sangen den schlichten Choral: „Nun danket alle Gott“, Andacht und frommer Voratz strömten weihend in die Herzen — und durch die alten, blinden Fenster flutete verheißend und segnend, Raum und Beter licht umwebend und verklärend, das Sonnenlicht.

Johannsen stützte die Arme auf die Kniee und heftete den umflorten Blick auf den sandbestreuten Boden...

Die Lieben, die um ihn in Trauer waren, zogen an seinem Geiste vorüber. Gelge war von den Eltern des Verlobten mit offenen Armen freudig und tröstend aufgenommen worden und harnte in Bängen und Hoffnung der Entscheidung. Ernst konnte ihr zeigen, wie innig und tief seine Liebe war, und daß er es that, vertraute ihm der geprüfte Mann aus voller Seele. Duwe Jngwers — ja, Duwe! Johannsen mußte doch lächeln, konnte doch noch lächeln. Duwe träumte einem Erwachen entgegen, das sie an der Brust des braven Arztes ausleben lassen würde zu nicht mehr geahntem Blühen. Duwe, die tot gewesen war durch die Liebe, wieder lebendig geworden durch die gleiche Gotteskraft — ja, es gab doch noch Wunder und Gnadenszeichen! Vührs — einer, der ihm vertraute, was die Menschen auch dichten mochten; der mit seinem derben, ehrlichen Herzen unwandelbar geblieben wäre, wenn er selbst eines Fehls sich schuldig gemacht hätte. Markward, Hansen, Sörensen, die alten Freunde, die ihn kennen mußten und die gegen ihn ausfragten so thöricht, so irrend und trotz allem so belastend! Aber ihr Jertum würde sich endlich auflösen, sie würden ihn endlich selbst als solchen erkennen müssen. Sie konnten nicht behaupten, was sie unmöglich gesehen zu haben vermochten; sie konnten nicht die Hand zum Schwure erheben — sie, die ehrlich und ihm Freunde waren — und heilig bekräftigen, was nur Täuschung oder Phantasie vorzuspiegeln im Stande gewesen waren... Freilich — der Tote in seinem Garten, der war nicht Täuschung und nicht Phantasie, der war grausame, unnatürliche Wirklichkeit gewesen, das hatten bestätigt, die da gegen ihn urd für ihn waren.

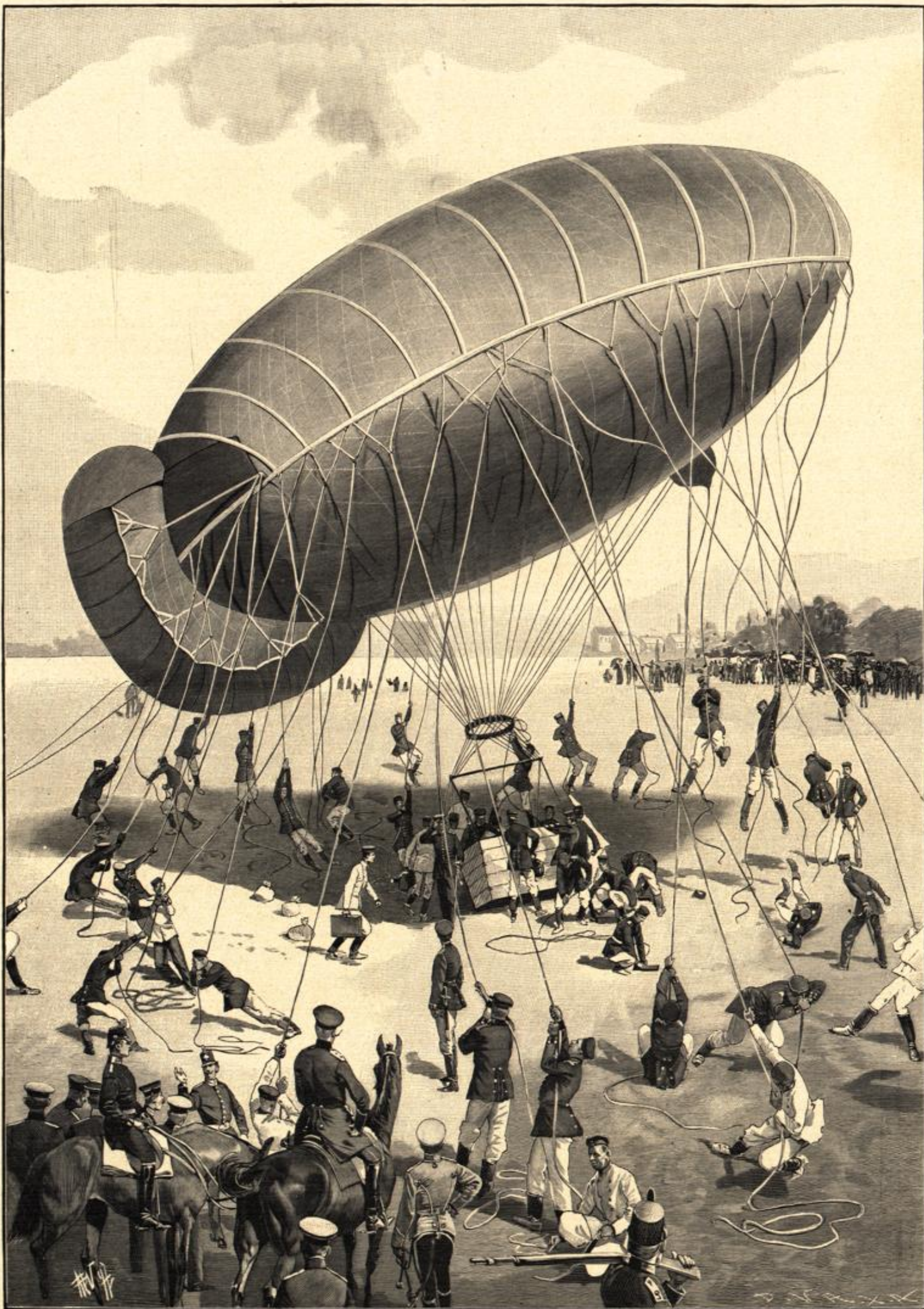
Niels Johannsen langte in seinem Grübeln immer wieder an dem Punkte an, wo sein Verständnis aufhörte, wo er vor einem marternden Rätsel stand, auf dessen Lösung er vergeblich sann. Peter Stagen ermordet, erschlagen, wie die Kerze sagten, mit einem nicht stumpfen Instrument — mit einem Spaten, wie die Anschuldigung behauptete — dem Spaten, den er selbst gegen den Menschen geführt haben sollte — nein, den er selbst gegen den Unhold geführt hatte, thatsächlich, unleugbar und, der Wahrheit entsprechend, auch zugestanden! „Der Jähzorn — das Verhängnis —!“ murmelte der Pastor dumpf und brütete weiter, bis die Pulse ihm flogen, die Schläfen ihm schmerzten und die Stirn sich mit perlendem Schweiß bedeckte.

#### Zehntes Kapitel.

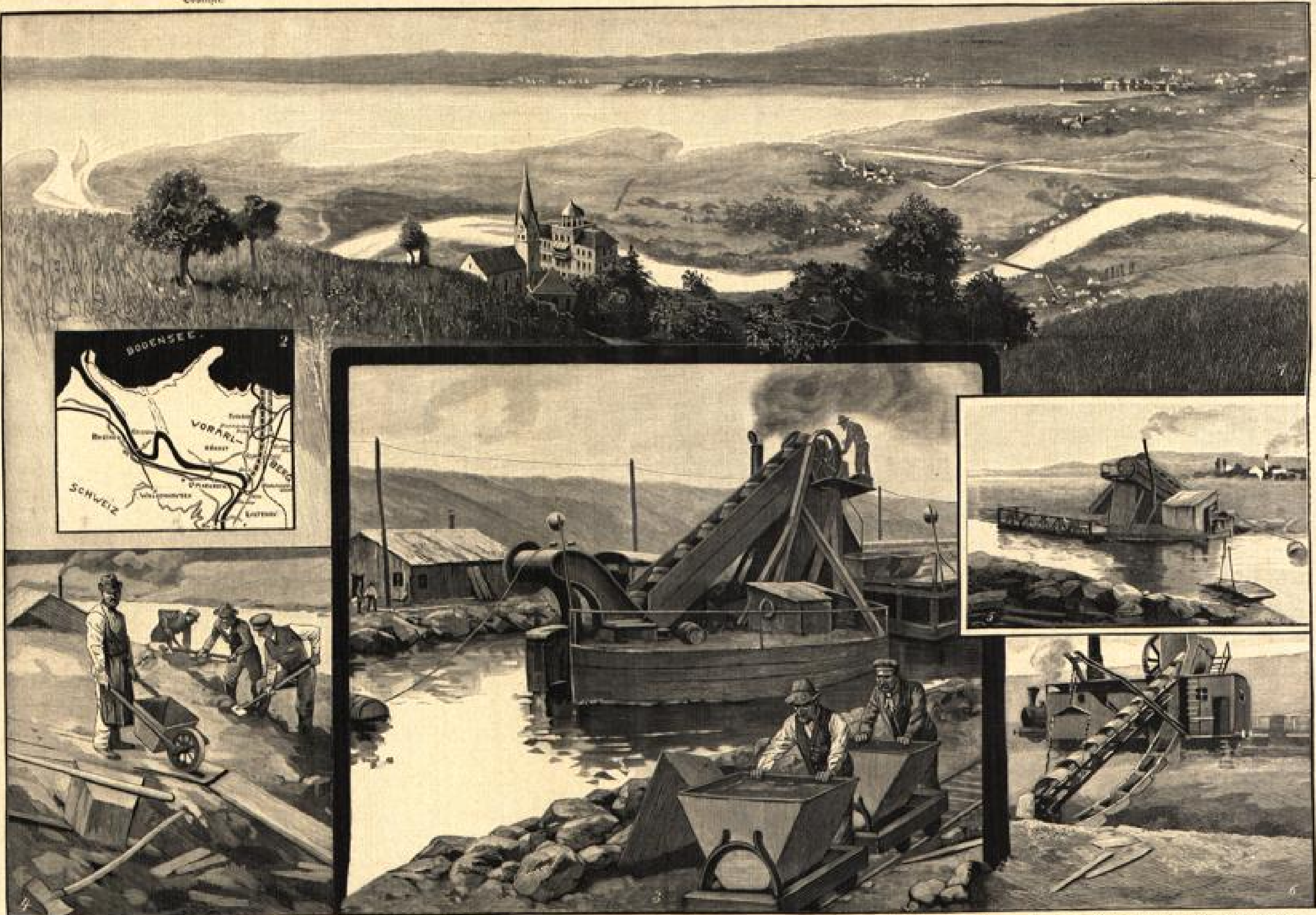
Der Winter war ins Land gekommen, ungewöhnlich früh und streng.

„Heut fiel der erste Schnee...“ murmelte Johannsen und sah vom Zimmer des Aufsehers aus in die traurigen Wirbel auf dem Gefängnishofe. Und plötzlich fiel ihm ein, daß es die Worte eines Gedichtes waren, die ihn nicht loslassen wollten:

„Heut fiel der erste Schnee!“  
Ich sag' es dir bewegt,  
Das Herz von tiefem Weh  
Um dich, mein Lieb, erregt.“



Aufstieg des Drachenballons der Luftschifferabteilung auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. Nach einer Skizze von E. Hojant gezeichnet von H. Wald.



1. Ansicht des geräumigen und zutiefsten Rheintales, von Balgach aus (Schwyz). — 2. Situationsplan der Rhein-Korrektion. — 3. Großer Schraubebagger im Rheintal. — 4. Arbeiter an dem Damm. — 5. Schraubebagger im neuen Bett der Donau bei Deutsch-Wagram. — 6. Portabler Tredeebagger.

Die internationale Rhein-Korrektion. Originalzeichnung von Josef Berchtold.

Wo hatte er es gelesen? Er wußte es nicht. Aber es waren die Liebesworte eines Poeten, der sie seiner kranken, sterbenden Braut gewidmet. Er sann, und die Verse, die er nur einmal gelesen hatte, traten ihm ins Gedächtnis:

"Du ruhst müde, geküßt,  
Dein süßes Angehängt  
In Schmerz und Leid erblaßt.  
Doch klagst du mir nicht."

Auch er war müde, und Helge, sein armes Kind, würde müde sein, und wenn die Klage in ihrem Herzen nicht lauten Ausdruck fand — auf ihrem blassen, weichen Gesichte, in ihren leidverdunkelten Augen würde sie zu lesen sein.

"Dein Blick nur fragend sprach:  
Sag mir, liebst du mich doch.  
Mich, die ich krank und schwach,  
Die nur ein Schatten noch?"

Und in seinem Herzen schrie es auf: Liebst du mich doch, mein Kind, mich, der ausgestoßen ist als einer, über dessen Haupt die Schande schwebt, und der niemals wieder wird, was er einst gewesen? Mich, der in der Kraft seiner Jahre gegangen ist und der heimkehren wird als ein Greis, gebrochen an Körper und Seele, an Glauben, Lieben und Hoffen? Liebst du mich doch?

"Ich liebe ewig dich!  
Gehör' dir ewig zu!  
Komm, schling den Arm um mich,  
Mein Glück, mein alles du!"

Er flüsterte es vor sich hin, sah, ohne zu erkennen, auf die wirbelnden Floden vor dem Fenster und strich sich mit der abgemagerten Hand über die heiße Stirn. Er kannte sein Kind, und das Vertrauen beflügelte seine Gedanken, daß alles doch noch enden könne nach Hoffen und Wünschen. Freilich: der Poet, der auch gebangt und gehofft haben mochte gleich ihm, der hatte still resignieren müssen. Seine Verse klangen aus in die schmerzliche Entsagung:

"Du gingst von mir... Ich blieb...  
Ich mid' den Sternen zu:  
Leb wohl, mein armes Lieb,  
Mein Glück, mein alles du!"

"Herr Pastor, es ist so weit," klang es rau an das Ohr des Träumenden.

Es ist so weit!

Der Tag der Hauptverhandlung vor den Geschworenen ist da — die Entscheidung ist nahe, die lang ersehnte. Was wird sie bringen? Was sie bringen muß: Wahrheit und Klarheit, Licht und Luft, Heimat und Freiheit? — Oder aber...? Oder...?

Der Schwurgerichtssaal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Freunde des Angeklagten, die aus der Heimat herbeigeeilt waren, zuckten trauernd zusammen, als sie den gebeugten Mann eintreten sahen, der noch vor kurzem trotz reifer Jahre so blühend kraftvoll gewesen war.

Johannsen war bleich, seine Augen waren dunkel umrandet. Langsam, schwerfällig näherte er sich am Arme Ernst Dürhus' der Angeklagtenbank. Er stützte sich auf die Barriere, und groß, offen schweifte sein Blick durch den Raum, die Menge umfassend, ohne des einzelnen zu achten.

Der Gerichtshof trat ein, und die Verhandlung begann.

Die Anklage lautete auf Mord.

"Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft." So sagt kurz der Paragraph 211 des Strafgesetzbuches, der erste und schwerste des die Verbrechen und Vergehen wider das Leben behandelnden Abschnittes. Diesen hatte der Staatsanwalt für zutreffend erachtet und seine Auffassung in der umfangreichen Anklageschrift eingehend begründet.

Nach Aufrufung der Zeugen und Sachverständigen, Vernehmung des Angeklagten über seine persönlichen Verhältnisse und Verlesung des Beschlusses über die Eröffnung des Hauptverfahrens, schritt der Vorsitzende zum Verhör des Angeklagten und sprach zunächst die Frage nach seiner Schuld aus.

Johannsen erwiderte mit einem leisen, bestimmten "Nein."

"Waren Sie in der Nacht vom 16. zum 17. Juni vorigen Jahres, in der das Verbrechen begangen wurde, im Pastorat anwesend?" fragte der Vorsitzende.

"Ja."

"Wie haben Sie die Nacht verbracht?"

"Ich habe geschlafen."

"Von welcher Stunde an?"

"Wie gewöhnlich von neun Uhr an."

"Bis wie lange?"

"Bis früh um sechs."

"Ununterbrochen?"

"Ja."

"Wer war außer Ihnen im Hause zugegen?"

"Peter Stagen."

"Wann haben Sie diesen zuletzt gesehen?"

"Zwischen sieben und acht, bei Zuweisung des Abendbrotes."

"Wo war Ihre Tochter?"

"Bei ihrer kranken Freundin Duwe Ingwers."

"Die Anklage behauptet, daß die Abwesenheit Ihrer Tochter keine zufällige, sondern eine von Ihnen mit Berechnung herbeigeführte war."

"Die Anklage irrt." Johannsen wies auf die Freundschaft hin, die zwischen der Tochter und der Kranken bestand und die nicht bloß die erstere, sondern auch ihn selbst mit Besorgnis erfüllt habe.

"Ihre Tochter ist die ganze Nacht ferngeblieben?"

"Ja."

"War das auch früher schon vorgekommen?"

"Nein. Es war eine Ausnahme."

"Finden Sie es nicht auffällig, daß dieses ganz außergewöhnliche Fernbleiben Ihrer Tochter gerade mit dem rätselhaften Verschwinden des Stagen zusammenfällt?"

"Ja und nein. Der alleinige Grund der Abwesenheit meiner Tochter war der unheilbrohende Sturm, der, ich wiederhole das, uns für die Kranke eine ernste Verklammerung ihres Zustandes fürchten ließ."

"Der Sturm hat sich aber doch bald gelegt — warum lehrte Ihre Tochter nicht dann noch heim?"

"Sie hat die Nacht am Lager der Kranken gewacht; was wir gefürchtet hatten, war eingetreten, ehe mein Kind es hindern konnte."

"Sie konnte die Kranke beruhigen?"

"Ja, Herr Präsident; aber wenn sie nichts hätte thun können, als auf den Arzt warten, und tröstend den Eltern zur Seite stehen — sie hätte ausgeharrt nach ihrer Pflicht."

"Wann kam Ihre Tochter heim?"

"Um halb sieben."

"Sie waren bereits wach?"

"Seit einer halben Stunde."

"Sie hatten sich also um sechs erhoben?"

"Ja."

"Standen Sie immer um diese Zeit auf?"

"Nein, um fünf, ich hatte ausnahmsweise die Zeit verschlafen."

"Schon wieder eine Ausnahme, und ausgesucht in dieser verhängnisvollen Nacht. Die Anklage schließt, daß der Schlaf über die gewohnte Zeit hinaus seine Begründung in der ungewohnten nächtlichen Arbeit hatte."

"Von einer nächtlichen Arbeit weiß ich nichts."

"Das ist, unter Umständen, vorsichtig ausgedrückt."

"Jedenfalls nicht scharf verneinend. Ich bitte um Verzeihung, ich hole das Versäumte sofort nach: ich habe keinerlei nächtliche Arbeit verrichtet."

"Ich werde Ihnen durch die Zeugen nachher die Unwahrheit Ihrer Aussagen nachweisen!" Die Stimme des Vorsitzenden klang zum ersten Male ablehnend und streng.

"Ich kenne die Zeugen als Menschen," erwiderte Johannsen, "denen die Lüge fremd ist, und ich vertraue, daß ihren bisherigen Aussagen ein Irrtum zu Grunde liegt, der ihre belastende Kraft zerfallen läßt."

"Wir werden sehen. — Wann haben Sie den Peter Stagen in Ihr Haus aufgenommen?"

"Ich habe die Monate nicht gezählt. Er war ein Armer, der kein andres Heim sein nennen konnte, und den ich aufnahm, wie ich mein Haus jedem andern offen gehalten hätte."

"Warum überwiesen Sie ihn nicht in das Armenhaus?"

"Das Brot im Armenhause schmeckt bitter. Ich handelte nach dem Christförm: wer zwei Röcke hat, gebe dem, der keinen hat."

"Sie sind nicht wohlhabend, und Ihr Einkommen war mäßig. Sie unterstützten auch noch andre Glieder Ihrer Gemeinde: da mußte die Mehrbelastung Ihres Etats Ihnen fühlbar werden?"

Johannsen verneinte und fügte ernst hinzu: "Brot und Salz reichen weit, wenn man selber mit isst, und die Milch im Keller geht nicht aus, wenn der Wein sie nicht verdrängt."

"Konnte der Bruder Ihres Pfleglings, der Grobbauer Dietrich Stagen, Ihnen nicht eine Vergütung zahlen?"

"Ich habe nicht nach Lohn verlangt. Wohlthun wächst schlecht, wenn es Saat geben soll."

"Hat der Peter Stagen sich Ihnen in irgend einer Weise nützlich erwiesen?"

"Er hat viele der größeren Arbeiten des Haushalts besorgt und sich sein Brot verdient, soweit es in seinen Kräften lag."

"Der Bursche war im Hause seines Bruders arbeitsam und unnützlich; hat er sich bei Ihnen willig gezeigt?"

"Meistens, ja. Zuweilen war er störrisch und widerspenstig."

"Bei solchen Gelegenheiten sollen Sie sich haben hinreichend lassen, den Mann zu züchtigen?"

"Ja."

"Haben Sie auch am Tage seines Verschwindens die Hand gegen ihn erhoben?"

"Ja."

"Welche Veranlassung hatten Sie dazu?"

Johannsen erzählte kurz.

"Die Begründung erscheint als eine äußerst dürftige," fiel der Staatsanwalt ein. "Oder mehr als das: sie ist unwahrscheinlich. Man vergegenwärtige sich genau die beiden Personen: ein dummer, blöder, seiner Beschränkung wegen unverantwortlicher Bursche der eine, ein gebildeter, hochintelligenter, reifer, noch dazu dem durch Selbstbeherrschung und bedächtige Erwägung ausgezeichneten geistlichen Stande angehörender Mann der andre! — man vergleiche ferner die Spielerei mit den Rosen als Ursache und die derbe Mißhandlung mit dem Spaten als Folge — und man wird wohl unabwieslich zu der Ueberzeugung kommen, daß die Gegensätze in den Personen und Handlungen zu schroffe sind, als daß sie möglich erscheinen sollten."

"Geben Sie zu, daß Sie Ihren Pflegling mit einem Spaten mißhandelt haben?" fragte der Präsident.

"Ja."

"Ein Spaten ist aber doch ein gefährliches Instrument?"

"Ich habe in der Aufwallung nach dem ersten besten Gegenstand gegriffen, der zur Hand war."

"Haben Sie einmal oder wiederholt geschlagen?"

"Ich glaube wiederholt."

"Wie oft?"

"Das weiß ich nicht."

"Haben Sie gesehen, wohin die Schläge getroffen?"

"Ja, einer leider gegen den Kopf."

"Mit der Schneide?"

"Nein, flach mit der Breitseite."

"Welche Wirkung übte der Schlag aus?"

Peter Stagen warf sich heulend auf die Erde, hielt sich den Kopf und stieß mit den Füßen nach mir."

"Der Getroffene ist aber nicht liegen geblieben, sondern hat sich wieder erhoben und ist ins Haus gegangen?"

"Ja."

"Sie wollen ihn zum Abendbrot noch wiedergesehen haben: haben Sie eine Verwundung an ihm bemerkt?"

"Nein."

Der Präsident wandte sich an die ärztlichen Sachverständigen:

"Herr Kreisphysikus, hätte die an dem Toten konstatierte Verletzung dem Angeklagten sichtbar sein müssen?"

Der Physikus bejahte entschieden.

"Haben Sie, Angeklagter, im Verlaufe des Abends noch einen weiteren Streit mit dem Stagen gehabt?"

"Nein."

"Es ist Ihre Ueberzeugung, daß der Schlag, den Sie zugeföhrt, den Tod des Stagen nicht herbeigeföhrt hat?"

"Das weiß ich bestimmt."

"Ich komme zu den Vorgängen der Nacht. Die Nachgrabung an Ort und Stelle hat zu dem — ich darf sagen: überraschenden — Resultat geföhrt, daß der Totgefundene thatsächlich in Ihrem Garten und genau an der von den Zeugen bezeichneten Stelle aufgefunden wurde. Da die Leiche ein Jahr in der Erde gemauert hatte und die Verwesung bis auf die Knochen fortgeschritten war, war die Untersuchung bei der Feststellung der Identität auf äußere Merkmale angewiesen. Sie sind unterrichtet, daß diese äußeren Kennzeichen die Identität des Toten mit dem Verschollenen in jeder Weise zu beglaubigen geeignet sind. Wollen Sie trotzdem gegen die Recognition Bedenken erheben?"

"Nein."

Ernst Dürhus bemerkte ruhig: "Die Verteidigung wird solche allerdings geltend machen."

"Anerkennen Sie die Identität des Toten," fuhr der Präsident fort, "so bestätigen Sie zugleich das Verbrechen des Mordes, denn wäre der Stagen eines natürlichen Todes gestorben, so hätte er seine Ruhestätte naturgemäß auf dem Friedhofe gefunden. Aus dem Fundort der Leiche folgt nach der Anklage, daß dieser ringsum abgeschlossene Raum auch der Thatort war, und aus dem Thatort, an dem Sie allein anwesend waren, daß auch Sie allein die That vollführen konnten. Ich frage Sie: daß Peter Stagen außerhalb Ihres Hauses getötet und von fremder Seite zur Ablenkung des Verdachtes in Ihren Garten geschafft wurde, halten Sie wohl selbst nicht für möglich?"

"Ich weiß nicht," sagte Johannsen, auf den die Beweislast der richterlichen Argumente wahrhaft erdrückend wirkte.

"Ich frage bestimmter: halten Sie ein Glied Ihrer Gemeinde des in Frage stehenden Verbrechens für fähig und hegen Sie irgend einen Verdacht?"

"Nein, weder das eine noch das andre."

"Rutmaßen Sie, daß ein Fremder sich des Verbrechens schuldig gemacht haben könnte?"

"Ich habe auch dafür keinen Anhalt."

"Pflegete Peter Stagen nach Einbruch des Abends überhaupt noch Ihr Haus zu verlassen?"

„Ich hatte es ihm verboten und habe keinen Beweis, daß er dem Verbot entgegengehandelt hat. Tagsüber trieb er sich allerdings zuweilen umher.“

„Nun, mir scheint, Sie hätten selbst anerkennen, daß jede Möglichkeit des Mordes von anderer Seite mehr und mehr zu schwinden beginnt. Sie wissen selbst nicht, wer ein Interesse daran gehabt haben könnte, das Verbrechen zu begehen; Sie geben zu, daß der Stagen Ihr Haus nicht verlassen haben dürfte und daß Sie mit ihm durchaus allein gewesen sind — ja, welche andre Lösung ist denn da noch denkbar, als die im Sinne der Anklage?“

„Ich entfinne mich,“ sagte Johanssen unsicher, „daß am Morgen nach dem Verschwinden Stagens das Fenster in seiner Kammer von Frau Owe offen gefunden wurde.“

Frau Owe wurde vorgerufen und bestätigte die Aussage des Pastors.

„Die Staatsanwaltschaft legt auf diesen Umstand kein Gewicht,“ erklärte Carlsen. „Sie nimmt an, daß der Angeklagte selbst die Manipulation des Fensteröffnens vorgenommen hat, um damit den Anschein einer Flucht des Ermordeten zu erwecken.“

Der Vorsitzende blätterte suchend in den Akten. „Die Anklage findet es auffallend, daß Sie bei der Exhumation nicht zugegen waren.“

„Der Beschuldigte hat sich dem Akte auf meinen Rat entzogen,“ erklärte Dr. Dürhus. „Ich erwartete überzeugt eine freudliche Pöffe und wollte ihm die Aufregung ersparen.“

„Die Anklage begründet die Abwesenheit mit dem Bewußtsein der Schuld. — Da ein Zugeständnis des Angeklagten auf Grund der bisherigen Feststellungen, obwohl diese schwerwiegender und überzeugender Natur sind, nicht zu erlangen ist, beginne ich mit der Vernehmung der Zeugen. Die Zeugen sind: Sophus Markward und Peter Hansen, Grobbaupersonen in Holby, und Sören Sörensen, Kaufmann in Holby. Wird von dem Angeklagten gegen diese Zeugen, oder gegen einen derselben, ein Einwand erhoben?“

Niels Johanssen schüttelte verneinend den Kopf und sah mit weitgeöffneten Augen auf Sophus Markward, als dieser schleppenden Ganges vortrat und seine breite Brust in erregtem Atem sich hob.

„Ich fordere Sie auf, Herr Zeuge, nach bestem Wissen und Gewissen auszusagen, was Sie in der Nacht vom 16. zum 17. Juni vorigen Jahres im Garten des Pastors Niels Johanssen zu Holby beobachtet haben!“

In dem Raum herrschte eine Totenstille, und die gleiche atemlose Spannung erregte den Gerichtshof, den Angeklagten, die Zeugen und das Publikum.

Sophus Markward warf einen Blick auf den Angeklagten und erklärte mit heiserer, stösender, oft abgegriffener Stimme:

„Es ist der schwerste Augenblick in meinem Leben, daß ich gegen den Mann aussagen muß, den meinen Freund zu nennen ich stolz war, den ich bis auf den Grund seines selbstlosen, lauterer Herzens zu kennen glaubte und noch glaube, und den ich beschuldigen muß, weil ich mit eignen Augen gesehen habe, was ich weder erklären noch fassen kann. Wir kamen von Rissen. Wir hatten Dreikart gespielt. Als wir am Garten des Pastorhauses angelangt waren, hörten wir ein eigentümliches Geräusch, blickten über die Mauer und gewahrten den Pastor in einer Ecke grabend, in der — in der nordöstlichen. Der Mond hatte die Wolken durchbrochen und tauchte den Garten und die Landschaft in helles Licht. Ich muß mich daran erinnern, wenn ich glauben soll, daß nicht ein Irrtum, ein Phantasiebild uns narrete.“

„Hatten Sie den Abend ungewöhnlich viel getrunken?“ fragte der Präsident.

Markward wehrte verneinend ab. „Wir waren nüchtern, alle drei, und was wir sahen — eine Täuschung — eine Täuschung war ausgeschlossen.“

Die Erregung drohte dem Zeugen die Stimme zu ersticken.

„Bleiben Sie ruhig,“ mahnte der Präsident. „Erkannten Sie das Gesicht des Pastors?“

„Nein, aber die Kleidung machte das unnötig. Niemand in Holby besitzt oder trägt eine ähnliche. — Der graue Stoff des Schlafrockes erhielt im Mondlicht eine fast silberne Färbung, von der sich die grünen Sammetaufschläge und das schwarze, seidene Käppi scharf abhoben.“

Niels Johanssen zitterte, über seine Lippen flog ein Ruf maßlosen Staunens.

„Um welche Stunde war das?“ fragte der Präsident den Zeugen weiter.

„Um halb zwölf.“

„Der Grabende bemerkte Sie nicht?“

„Wohl nicht.“

„Er ließ sich nicht stören?“

„Nein.“

„Sie zogen sich zurück, ohne den Pastor anzurufen?“

„Das war nicht unser Amt. Sobald wir den Pastor erkannt hatten, gingen wir unsers Weges.“

Der Vorsitzende erhob sich feierlich. „Herr Zeuge, sind Sie bereit, Ihre Aussage vollständig eidlich zu erhärten? Haben Sie nichts über Ihr Wissen hinzugefügt und nichts von Bedeutung für oder gegen den Angeklagten fortgelassen?“

„Ich habe die Wahrheit gesagt.“

„Mein Amt schreibt mir vor, Sie auf die Bedeutung des Eides hinzuweisen. Sie sind ein gläubiger Christ und werden wissen, daß der Eid die heiligste, bindendste Form des Gelübdes ist, und daß das Bibelswort seinen Mißbrauch mit unauslöschlichem Fluche bedroht. Ihr Leumund, Ihre Unbescholtenheit, Herr Zeuge, Ihre Äußerungen der Teilnahme gegen den Angeklagten bürden mir dafür, daß ich auch auf die Abmüdung, welche die gesetzlichen Normen dem Mißbrauche des Eides folgen lassen, nicht weiter einzugehen brauche. Wenn ich noch ausspreche, daß Sie durch keinen Vorfall und keine Rücksicht bei der Eidesleistung sich leiten lassen, sondern nichts als die reine, klare Wahrheit aussagen und bestätigen sollen, so glaube ich, Ihnen die Wichtigkeit des Schwures hinreichend ins Gedächtnis gerufen zu haben. — Ich ersuche den Gerichtsschreiber, die Aussage des Zeugen laut vorzulesen.“

Der Gerichtsschreiber kam dem Befehl nach, und der Präsident fuhr fort:

„Wenn Sie diese Aussage mit Ihrem Eide bekräftigen wollen, so erheben Sie die rechte Hand und sprechen Sie die Worte des Eides mir nach!“

Alle Anwesenden erhoben sich.

„Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden“ — begann der Präsident, und der Zeuge sprach die Worte nach — „daß ich nach bestem Wissen — die reine Wahrheit gesagt — nichts verschwiegen und nichts hinzugefügt habe — so wahr mir Gott helfe!“

Hansen und Sörensen deckten sich in ihren Aussagen mit dem ersten Zeugen. Während sie vereidigt wurden, tastete sich Johanssen mit den nervös zuckenden Fingern über die Stirn und die Augen und deckte sekundenlang die hämmernenden Schläfen. Er schien vergessen zu haben, wer um ihn war; ein einziger Gedanke besaßte ihn, ließ ihn die Augen schließen und im schweren inneren Kampfe nach Klarheit ringen. Nach innen blieb auch der Blick gerichtet, als er den grauen Kopf neigte, ausdruckslos zur Seite sah und mit leiser Stimme um das Wort bat.

„Ich habe nicht am Wege gelebt,“ begann er, und jedes einzelne Wort schien um seine Loslösung ringen zu müssen, „und bin der Welt fremd geworden. Die Brandung hat nur einmal an mein Lebensschiff geschlagen, als ich jung war und ein Lernender noch. Seit das stille Heim an der Nordsee mich aufnahm, war der Lärm für mich verstummt, und der Zweifel an Menschen und Menschenwert, die in der Jugend nicht tiefer hatten Wurzel fassen können, schwanden dahin und fanden auch keine Nahrung wieder, wenn ein Schrei aus den fernen Centren des Verkehrs und der Massenhäufung von ringenden Menschen verweht zu mir herüber drang. Mein Weib, mein Kind, meine Gemeinde umfingen mein Denken und Wünschen. Für sie sorgte, in ihnen lebte ich. Und es war ein gesegnetes Leben; denn die Gemeinde ehrte mich, Weib und Kind gingen an mir mit Liebe. Darüber sind die Jahre gegangen und haben sich gereicht zu Decennien. Mein Weib schläft in kühler Erde, mein einziges Kind will dem Manne folgen, den ihr Herz erwählt hat, und die im stillen, fernen Dorfe jung waren, sind alt geworden mit mir. Ja, alt! Alt! Ich bin alt geworden; die Kraft ist verloren, das Jagen, das Schwanken ist über mich gekommen. Ich bin nicht mehr wert, heimzukehren zu den Teuren, die nach mir verlangen, denn ich bin nicht mehr fähig, mir Rechenschaft zu geben über Schritt und Tritt in meinem Thun. Wie der Schnitter über das Feld geht und den Segen Gottes niederlegt, so ist das Alter über mich gekommen und hat die Kraft gemäht und die Seele gebrochen zum Dürren. Ihr aber, die ihr mich in Schutz nehmt im Angesichte Gottes, und die ihr mich belasten müht mit heiligem Eidschwur, ihr sollt nicht Rücksicht nehmen auf Alter und Gebrechen, ihr sollt — und mag es hart sein — die Friesentreue bewahren und die Wahrheit bekräftigen vor Gott und Menschen! Und daß ich es sage laut und freudig: Mag die Sünde der Welt gewachsen sein, mögen die Rufer im Streite recht haben, die da klagen über unaufhaltsame Zunahme der Verrohung und Verwilderung von Jugend und Alter, mögen sie tausendfach im Rechte sein mit der kalten und grausamen Hypothese, daß eine neue Sündfluth nicht ausreichen würde, die Gräuel und Laster hinwegzuwaschen von der entheiligten Erde: Sünde mag an Sünde sich aufgerichtet und verbreitet haben, wo die Menschen sich häuften und knäuelten zur wirren, schuf- und zügellosen, Gott entratenen Masse — aber nimmermehr ist die Saat der Verderbnis dorthin gedrungen und verpestend aufgegangen, wo die Treue im Herzen und der lebendige Glaube an den Schöpfer die Menschen

wappnete und feite! Wahrheit, Sitte, Glaube — gottlob! sie gelten noch im Friesenlande, und die Treue — sie wohnt noch in den Herzen der Friesen echt und unantastbar! Mein Gedächtnis und mein Denken versagen; ich entfinne mich nicht der That und kann nicht fassen, welcher Dämon mich geleitet haben sollte. Aber ihr Zeugen vor dem höchsten Richter, ihr heimatischen Freunde, ihr Friesenmänner von altem Schrot und Korn: ich zweifle nicht an euch! Ich glaube die Wahrheit, die ich gesucht habe mein Leben lang, zu sagen mit meinem Nein: ihr sagt sie vor Gott mit dreifachem Ja! — Ja denn, ja! Ich bin schuldig!“

Der Pastor brach zusammen. Entgeistert starrte Ernst Dürhus auf den Ohnmächtigen, wie ein dumpfer, einziger Schrei tönte es von den Zuschauerbänken.

Sophus Markward stand noch im Vordergrund, und sein lauter, beschwörender Ruf fand einen Wiederhall in hundert wild schlagenden Herzen:

„Und nein: ich glaube es doch nicht!“

Johanssen wurde hinausgetragen. Die Aerzte eilten nach.

Der Präsident vertagte die Verhandlung auf eine halbe Stunde. (Fortsetzung folgt.)

## Luftschiffer.

(Bild S. 300.)

So alt wie das Denken des Menschen ist der Wunsch, über die Schranken seiner Organisation hinauszukommen, die ihn an den Boden fesselt, und gleich dem Vogel, befreit von der irdischen Schwere, durch die Lüfte dahinzuschweben. Die altgriechische und die nordische Sage berichtet von scharsinnigen Meistern, denen das gelingen sei durch künstliche Nachbildung der Vogelschwinge, von Dädalos und seinem Sohne Ikaros, von Wieland dem Schmied, der, an den Füßen gelähmt, das Mittel erkannte, der Gefangenschaft zu entfliehen. Eine so einfache Lösung des Flugproblems kennt aber nur die kindliche Phantasie — ein Blick auf unsere Abbildung zeigt, welch gewaltigen und umständlichen Apparat unsere heutige Luftschiffahrt in Bewegung setzen muß. Da der Mensch eben nach seiner ganzen Bauart anders beschaffen ist als der Vogel, so kann für ihn die Schwerkraft der Erde nur dadurch überwunden werden, daß er von einem Körper, dessen Gewicht geringer ist als die durch ihn verdrängte Luft, in die Höhe gehoben wird. Das ist der physikalische Gedanke, den zuerst der Franzose Montgolfier praktisch ausgearbeitet hat durch seinen mit leichtem Gase gefüllten Luftballon. Aber es war eben damit doch nur erst die Hälfte des Problems gelöst; die Erhebung des Menschen in die höheren Luftschichten, den Weg des Luftballons mit dem daran geknüpften Fahrzeug zu bestimmen, entzieht sich immer noch dem Willen des Luftschiffers; es ist die Windrichtung, die den Ballon über die Länder hinwegführt. Die Verwendbarkeit des Luftballons auch zu militärischen Zwecken, zur Ueberblick feindlicher Stellungen aus sicherer Höhe, wurde schon damals von den Franzosen erkannt; in den Revolutionskriegen, vor Charleroi in der Schlacht von Fleurus in den Niederlanden, 26. Juni 1794, und bei den Belagerungen der Festungen am Rhein hat der Luftballon den Franzosen wichtige Dienste geleistet; nur die rasche Kriegsführung Napoleons hat auf seine Vorteile verzichtet. Seit dem deutsch-französischen Kriege, während dessen bekanntlich Gambetta im Luftballon aus dem belagerten Paris entfloß, hat das wachsende Interesse an dem Problem der Luftschiffahrt auch die Heeresverwaltungen veranlaßt, praktische Versuche in den Bereich militärischer Aufgaben aufzunehmen. Nach dem Vorgange Frankreichs und Englands ist im deutschen Heer 1884 zuerst ein „Ballondetachment“, dann 1887 eine „Luftschifferabteilung“ errichtet worden, bestehend aus einem Major, einem Hauptmann, vier Lieutenants und einer Compagnie in Kriegsstärke, 250 Mann. Auch im bayrischen Heere ward 1890 eine eigene Luftschifferabteilung errichtet.

In den Manövertagen und bei den Übungen der Luftschifferabteilung auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin wird, wenn harter Wind weht, immer der sogenannte „Drachballon“ verwandt. Er stellt seiner länglichen Gestalt wegen und der durch seine unteren Anhängel bedingten schrägen Lage halber viel ruhiger in bewegter Luft als die runden Ballons, die derartig hin und her geworfen werden, daß Beobachtungen mit Instrumenten nicht auszuführen sind. Der Aufstieg mit dem „Drachballon“ hat aber auch seine Schwierigkeiten. Dreißig bis vierzig Mann halten die Gondel und den Ballon an den Galtetauen, aber trotzdem dauert es geraume Zeit, ehe der Offizier und die Instrumente in die fortwährend hin und her gefaltete Gondel geschafft sind. Der riesige Ballon geht unter hartem Brausen auch fortgesetzt auf und nieder in der Richtung seiner Längsachse, so daß die Soldaten an den Tauern immer abwechselnd meterhoch in die Luft geführt werden. Mancher Reuling läßt dabei wohl auch sein Tau fahren, da er eine Lustreise fürchtet, und wird dann nicht schlecht von den älteren Kameraden gehänselt. Ist der Ballon endlich freigelassen, so steigt er ganz ruhig und kerkengerade in die Luft. Dieses interessante Schauspiel lockt natürlich Hunderte von Zuschauern auf das Tempelhofer Feld.

## Sinnspruch.

Leben muß im Kampf erstarren  
Bis an seine letzten Marken;  
Kampf ist Flügelschlag des Alts,  
Brausen seines Wasserfalls!  
Wo nur raucht des Lebens Schleppe,  
Wählt sie Kampfeshaubt umher.  
Und ein Schlachtfeld ist die Steppe,  
Und ein Schlachtfeld ist das Meer.

Rudolf von Gottschall.

## Ein zoologischer Garten auf Rädern.

Mit fünf Abbildungen nach Skizzen von Emil Horn.

Seitdem in den meisten größeren Städten zoologische Gärten angelegt worden sind, wird den wandernden Menagerien immer mehr der Boden entzogen. Früher war's ein freudiges, aufregendes Ereignis für die Kinderwelt, wenn durch Ausruf und mittels Anschlag die Ankunft einer Menagerie in der Stadt angekündigt wurde, und man war zufrieden, wenn es auch nur ein Dromedar, ein paar Affen, vielleicht auch einen halb-lahmen Löwen anzustarren gab; vollends um das Rhinoceros zu sehen, strömte alles hinaus und horchte abends mit stillem Schauer auf das Brüllen der wilden Bestien. Jetzt ziehen im Sommer jährlich mehrmals zu Tausenden die Kinder der Volksschulen und der umliegenden Ortschaften in die zoologischen Gärten der großen Städte, und unter der Leitung der Lehrer werden ihnen die Tiere gezeigt, selbst der große Elefant Anton wird ihnen bald ein vielbewunderter, vielgefütterter, vertrauter Kamerad.

Besonders interessant ist das Treiben, wenn einmal ein größerer Tiertransport verhandelt werden soll. Wochen vorher schon bringen die großen Kisten mit der vielversprechenden Aufschrift: „Vorsicht, lebende Tiere!“ aus allen Weltgegenden noch gewünschte, aber gerade nicht vorhandene Exemplare, bis endlich alles beisammen und dann an einem Tage die ganze Menge auf Wagen gepackt und zur Eisenbahn transportiert wird, begleitet von zahlreichen Wärtern.

Mit festem Griff am Kopf werden die Schlangen aus ihren Behältern hervorgeholt und in kleine Holz-

kisten untergebracht; die Krokodile werden in den länglichen Kasten gelegt, dessen Deckel schnell geschlossen und vernagelt werden muß, damit die im allgemeinen trägen Tiere nicht durch eine ihrer blähschnellen Bewegungen sich wieder herauschnellen oder gar noch

Viele Mühe macht auch das Verladen der größeren Tiere, der Hirsche, Dumas, Guanacos, vor allem die letzteren sind oft von unbezähmbarer Wildheit, schlagen, spucken, werfen sich zu Boden, so daß die größte Aufmerksamkeit geboten ist, damit das Tier nicht selbst Schaden leidet oder Schaden anrichtet. Der Transportkasten, in welchem als Vordruck duffiges Heu und saftiges Grünfutter liegt, wird von den Wärtern vor die Stallthür gesetzt.

Weniger gefährlich, einen sehr ergötlichen Anblick gewährend, ist das Einfangen der Ränguruhs, welche mit schnellem Griff, den nur die unausgesehnte, jahrelange Übung erlernen läßt, oben am Schwanz gefaßt und schnell in den Kasten expediert werden; auch die amerikanischen kleinen Strauße lassen sich verhältnismäßig leicht einfangen, da sie, wie alle Strauße, mit ziemlicher Dummheit begabte sind.

Ist nun das kleine Getier, sind Löwen und Tiger mit mehr oder weniger Arbeit untergebracht, dann wird der Elefant, wird das Dromedar gleich auf den Wagen verladen. Mit ziemlicher Gemütsruhe geht der kleine Elefant in seine Bretterbude hinein, prüft höchstens vorsichtig mit dem Rüssel, wohin man ihn eigentlich bringt, und stößt fragende Trompetentöne aus, wenn ihn zehn bis zwölf Männer mit ihrer ganzen Kraft auf Rollen auf den Blockwagen hinaufschleichen.

Nachdem die erste Angst überwunden, gefällt es auch dem Dromedar in seinem offenen Verschlag ganz gut, neugierig blickt es trotz der gefährlichen Nachbarschaft eines Löwen, welcher fauchend die Zähne fletscht bei jedem Stoß, während der Fahrt nach dem Bahnhof auf das Straßengetümmel.

Emil Horn.



Der Wagen mit dem Elefanten.



Verbringung eines Kamels zur Eisenbahn.

# Eine Heiratsvermittlung.

Novelle.

von

Lenka von Egidy.

V.

Das sehnlichst erwartete Telegramm von Kommerzienrat Lindner war eingetroffen, enthielt aber zu Evas Enttäuschung kein Glückwünschendes oder segnendes Wort, sondern nur die Nachricht, daß der Vater schon am nächsten Tag in Berlin eintreffen würde.

Nun hing Eva an, sich zu sorgen; würde ihr bisher über alles geliebter Vater nicht unzufrieden und traurig sein, weil sie so schnell einem andern, einem Fremden, den er nicht einmal kannte, den ersten Platz in ihrem Herzen eingeräumt hatte? Sie konnte ja nichts dafür, — wie ein Sturmwind war alles über sie gekommen!

Aber ihre Aufregung und ihre Angst wuchsen, und als der Moment des Wiedersehens gekommen war, — zu ihrem Kummer hatte sie wegen des lahmen Fußes den Vater zu Hause erwarten müssen, — und sie ihm

es anfangs kaum fassen, daß der Vater ihr Glück zerstören wollte, aber sowie sie begriff, daß sie für ihre Liebe ernstlich kämpfen müssen, wuchs ihre Widerstandskraft und ihre Sicherheit, so daß Lindner schnell merkte, daß seine Aufgabe eine schwierige sein würde.

„Liebes Kind,“ sagte er ihr im Lauf des Gespräches, „ich zweifle ja gar nicht daran, daß dein Graf, was äußere Formen und Liebenswürdigkeit betrifft, ein ganz charmanter Herr ist; von seinem Charakter wissen wir nichts und werden keine Gelegenheit haben, etwas Sicheres darüber zu erfahren. — Es ist ja auch möglich, daß er sich wirklich in dich verliebt hat, obgleich ich daran nicht so fest glaube als du. — Gardeoffiziere in den Dreißigern haben wohl gewöhnlich ziemlich abgebrühte Herzen, — jedenfalls würde er nicht daran denken, dich zu heiraten, wenn du nicht mehr als das nötige Kommissvermögen hättest!“

„Anfangs vielleicht nicht, ehe wir uns näher kannten; aber jetzt würde er mich nehmen, wenn überhaupt die Möglichkeit dazu vorhanden wäre!“ sagte Eva so klar und bestimmt, daß Lindner einen Moment betroffen schwieg. Es ging ihm jetzt wie so vielen Eltern in ähnlicher Lage; er fühlte, wie seine Tochter, die er noch für ein halbes Kind gehalten hatte, ihm entglitt, und daß er sie nur mit Gewalt würde halten können.

Kergerlich rief er:

„Wenn du durchaus Gräfin werden willst, so wollen wir doch lieber gleich nach Monte Carlo gehen; dort kannst du dir für dein Geld auch einen Fürsten kaufen, wenn du mit einem ruinierten zufrieden bist!“

Eva antwortete nicht, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen, und der Vater bereute seine Worte.

Er küßte sie zärtlich und fragte dann in ganz andern Ton: „Eva, sei ganz offen gegen dich selbst und gegen mich! Ist es nicht bloß eine Schwärmerei, die mehr Hasbergs Namen, seiner hübschen Uniform, dem ganzen Glanze seiner Erscheinung und seiner Umgebung gilt als ihm selbst? Würdest du dich ebenso für ihn interessieren haben, wenn er kein Graf, wenn er zum Beispiel ein einfacher Kaufmann wäre?“

endlich um den Hals flog, fühlte der Vater die zarte Gestalt in seinen Armen zittern.

Evas Sorgen waren nur zu wohl begründet! Kommerzienrat Lindner war in nichts weniger als rosigter Stimmung; die Aussicht, einen verschuldeten Grafen zum Schwiegersohn zu bekommen, lockte ihn gar nicht; seine Tochter war ihm natürlich viel zu gut, um ihres Geldes wegen geheiratet zu werden.

Anscheinend ein trockener Geschäftsmann mit gemessener Haltung und den einfachen, aber sicheren Formen eines Mannes, der zu befehlen gewöhnt ist, besaß er nicht bloß einen hellen Kopf, sondern auch ein warmes Herz.

Er war fest entschlossen, seine Tochter davon abzuhalten, einen, wie er glaubte, sehr dummen Streich zu begehen, doch betrachtete er die Pflicht, die ihm jetzt vorlag, als eine schmerzliche Operation, schmerzlich auch für ihn, der sie ausführen mußte.

Eva konnte

3. Aufl. Welt. 1898. 13.

Verpacken einer Schlange.



Ein zoologischer Garten auf Rädern: Einfangen der Strauße.

„Das weiß ich nicht, Papa, weil er dann anders sein würde, als er ist; so, wie er ist, liebe ich ihn, und ich werde nie einen andern lieben, nie einen andern heiraten!“

Sie sah den Vater fest an, und er erkannte in ihrem klaren Blick zu viel von seiner eignen Willenskraft, um noch hoffen zu können, daß er sie überzeugen würde.

„Ich will nicht, daß meine Tochter in eine Familie eintritt, in welcher sie wahrscheinlich ungern und unfreundlich aufgenommen wird!“ sagte er grollend.

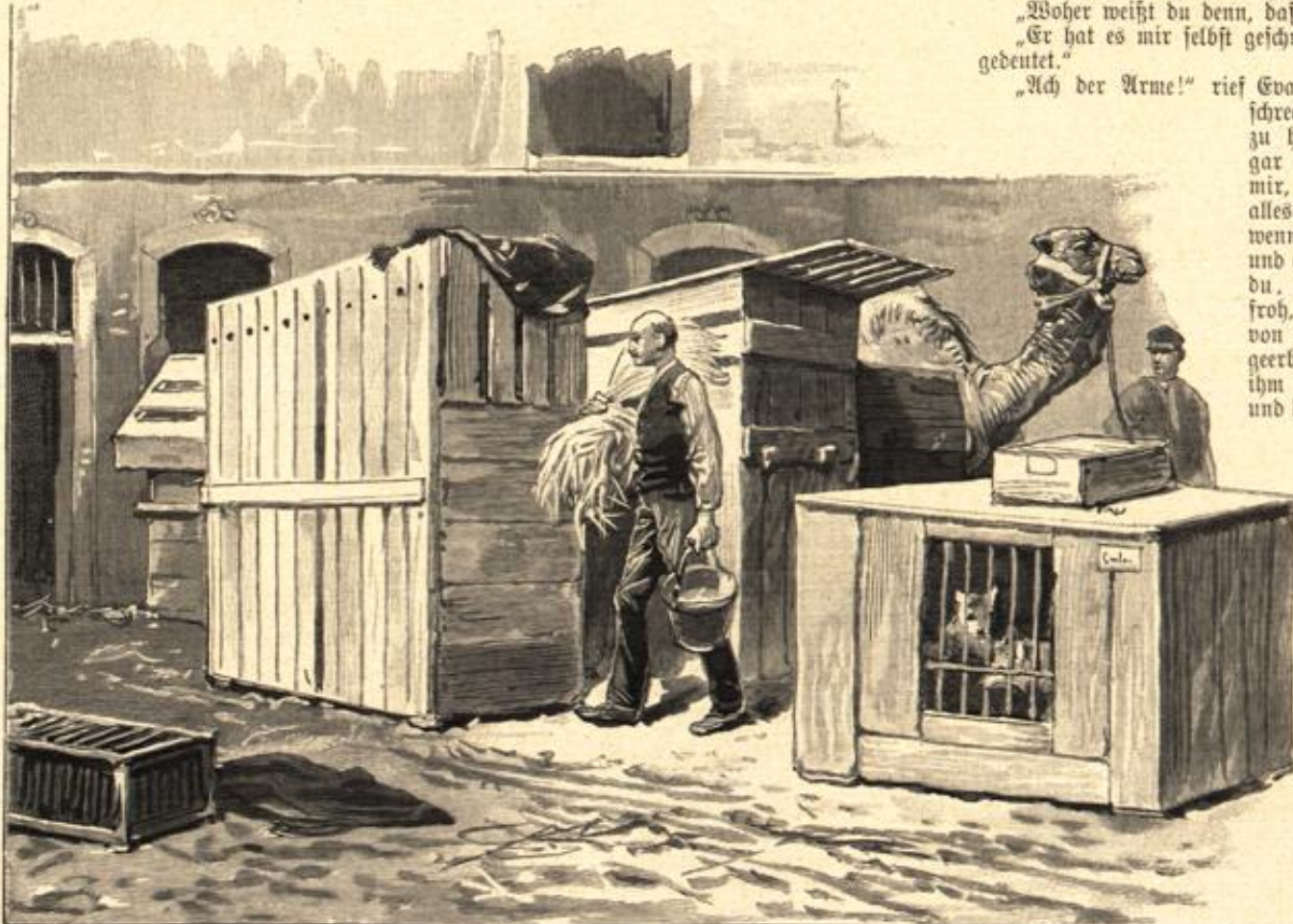
„Hasbergs Eltern leben nicht mehr, und er hat mir gesagt, daß sein einziger Bruder sich über unsere Verlobung freuen würde!“ wandte Eva ein.

„Glaub's schon, daß sich der Majoratsherr freut,“ bemerkte Lindner trocken, „wenn jemand anders es ihm abnimmt, seines Bruders Schulden zu bezahlen.“

„Woher weißt du denn, daß er Schulden hat?“ „Er hat es mir selbst geschrieben, wenigstens angedeutet.“

„Ach der Arme!“ rief Eva erregt, „es muß ja schrecklich sein, Geldsorgen zu haben! Ich habe das gar nicht gewußt! Glaube mir, Papa, du wirst das alles ganz anders beurteilen, wenn du ihn selbst gesehen und gesprochen hast. Siehst du, nun bin ich doppelt froh, daß ich das viele Geld von den guten Großeltern geerbt habe; damit kann ich ihm alle Sorgen abnehmen und dann das Leben äußerlich so angenehm machen wie nur möglich — so bin ich doch wenigstens im Stande, ihm etwas zu bieten, für alles, was er mir giebt!“

Sie war so rührend in ihrem reinen, strahlenden Glück, was trotz ihres Kummers über des Vaters Widerstand immer wieder durchbrach, daß Lindner nicht das Herz hatte, jetzt noch weiter in sie zu dringen. Nach seiner



Ein zoologischer Garten auf Rädern: Transportkäfen.

ersten Unterredung mit Hasberg war der Kommerzienrat auch wirklich sehr viel geneigter, mit der Zeit auf die Wünsche seiner Tochter einzugehen, als es zuerst der Fall gewesen war. Der Graf war einer von den Menschen, die nicht lügen können, eine Eigenschaft, welche sich im Verkehr schnell bemerkbar macht, und Lindner hatte sehr bald die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Neigung für Eva eine aufrichtige und tiefe sei. Aus seinen Schulden und seiner nichts weniger als tadellosen Vergangenheit machte Hasberg kein Hehl, aber der Kommerzienrat war zu sehr Weltmann und auch ein zu großer Menschenkenner, um nicht einzusehen, daß hier durchaus nichts Unehrensames oder auch nur Ungewöhnliches vorlag. Des Grafen Art, über sich selbst zu sprechen, gefiel ihm, und Hasberg seinerseits fühlte sich angenehm berührt davon, in Evas Vater einen Mann zu finden, der Respekt einflößen mußte, eine ganz andre Persönlichkeit als seine gutmütige, aber unbedeutende alte Schwester.

Auf Hasbergs eigne Veranlassung machte Lindner einen Besuch bei dessen Regimentskommandeur, da der Graf vollständig einjah, daß Evas Vater wünschen mußte, Erkundigungen über ihn einzuziehen.

Der Oberst empfing den Kommerzienrat mit der größten Zuverlässigkeit und sprach sich so anerkennend und schmeichelhaft über den Grafen aus, zugleich in liebenswürdiger Weise den Wunsch kundgebend, daß die projektirte Heirat zu Stande kommen möge, daß Lindner seine Bedenken schwinden fühlte.

Er wußte freilich nicht, daß der Kommandeur, welcher viel persönliche Zuneigung für Hasberg als einen seiner schneidigsten und elegantesten Offiziere hatte und in Sorge war, daß der Graf sich seiner ungenügenden Mittel wegen nicht würde halten können, eine reiche Heirat geradezu als Rettung für ihn ansah.

Einige Tage widerstand der Kommerzienrat noch und wollte wenigstens von einer sofortigen Veröffentlichung der Verlobung nichts wissen; er sprach von „näher kennen lernen“ und einer Probezeit. Da sich das junge Paar aber als verlobt betrachtete, sah er ein, daß das nähere Kennenlernen nur eine Befestigung des Bundes zur Folge haben würde, und daß eine Trennung der Liebenden, so wie die Sache nun einmal stand, nichts nützen und für seine Tochter nur eine Qualerei sein würde — das wußte er, dazu kannte er ihr warmes, treues Herz zu genau. Und so gab er endlich nach, wenn auch nicht ganz leichtem Herzens. Natürlich wurde die Verlobung nun auch in der Pension Tisch bekannt, und sie traf Melanie wie ein Donnererschlag.

Evas Sturz beim Tanz mit dem Grafen war ihr selbstverständlich kein Geheimnis geblieben, und sie hatte gefürchtet, daß der Unfall die beiden Menschen, zwischen die sie so gern einen Abgrund geschoben hätte, einander näher bringen würde; sie hatte sich vorgenommen, zu beobachten und nötigenfalls Eva zu warnen, aber dies war viel schwerer gewesen, als sie dachte.

Bei dem starken Verkehr und den vielen Diensthöfen im Hause war es ihr unmöglich, zu kontrollieren, wer aus und ein ging, um so mehr, als ihr Zimmer ein abgelegenes war, und so hatte sie von den täglichen Besuchen des Grafen nichts erfahren.

Da die Damen Lindner seit Evas Unfall ihre Zimmer nicht verlassen, konnte sie das junge Mädchen nur in Gegenwart der Tante sprechen, und es war ihr nicht möglich gewesen, Hasbergs Namen über die Lippen zu bringen, obgleich sie mehrmals dazu ansetzte; eine ihr selbst unerklärliche Scheu hatte sie daran gehindert. Lindners sprachen nie von ihm, weil Eva gelegentlich das alte Fräulein instruiert hatte, sie solle nichts von seinen häufigen Besuchen erzählen, da die Leute im Hause sonst denken könnten, sie wollten damit renommieren. Die sonst sehr mittheilsame Tante hatte denn auch gehorham geschwiegen, weil sie alles that, was ihr Euchen wollte.

Melanie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen; sie wollte einmal wieder allein sein, um ungestört über das nachgrübeln zu können, was sie jetzt Tag und Nacht beschäftigte; sie sah zusammengekauert auf ihrem Lehnstuhl, die Hand auf die schmerzende Stirn gepreßt, hinter welcher die quälenden Gedanken jagten.

Sie war vollständig davon überzeugt, daß Hasberg sich nur mit Eva um ihres Geldes willen verlobt hatte, und glaubte jetzt, ihn zu verachten und zu hassen. Immer mehr setzte sich der Gedanke in ihr fest, daß es ihre Pflicht sei, die Heirat zu verhindern, um Eva vor einem traurigen Schicksal zu bewahren.

Aber wie sollte sie dies bewerkstelligen? Nun, wo die Verlobung stattgefunden hatte, konnte sie die Braut nicht mehr warnen, und selbst, wenn dies denkbar gewesen wäre, so dürfte sie doch die Mutter nicht compromittieren und selbstverständlich würde man Beweise für ihre Behauptungen verlangen. Nein, das ging nicht, es war unmöglich. Aber ruhig zusehen konnte sie nicht, durfte sie nicht; das gemeine Geschäft, das Hasberg mit ihrer Mutter abgeschlossen hatte, und welches nun durch die Verblendung des jungen Mädchens realisiert wurde, mußte um jeden Preis verhindert werden!

Plötzlich, blickartig, kam ihr eine Idee, vor welcher sie selbst erschrad. Sie stand hastig auf und durchmaß ein paarmal schnell das kleine Zimmer; dann nahm sie ein Buch in die Hand, schlug es auf, um es sofort wieder wegzulegen; es war, als ob sie den neuen Gedanken gewaltsam abschütteln wollte.

Aber er ließ sich nicht verschrecken, er kam wieder und wieder, bis er das Gehirn, dem er entsprungen, ganz gefangen genommen hatte und zu seiner Ausführung trieb.

## VI.

Der Kommerzienrat und seine Tochter waren einer Einladung des Majoratsherrn gefolgt und hatten zwei Tage auf Schloss Hasberg in der Mark Brandenburg zugebracht.

Lindner war mit dem Empfang, der ihm und Eva zu teil wurde, vollständig zufrieden, trotzdem derselbe mehr höflich als herzlich gewesen war; er hatte noch weniger erwartet.

Der Majoratsherr war in der That sehr zufrieden, daß sein Bruder durch eine reiche Frau in geordnete und angenehme Verhältnisse kommen würde, und sah ohne großen Kummer darüber hinweg, daß die Heirat keine standesgemäße war.

Bedeutend älter als der Wittmeister, verband ihn mit diesem keine besonders innige Zuneigung; er hatte sich spät verheiratet und ging ganz in seiner Frau und seinen beiden kleinen Mädchen auf.

Er sowohl als die Gräfin waren erfreut, in der künftigen Schwägerin ein so reizendes Mädchen zu finden, und kamen ihr freundlich entgegen; Eva jedoch, an ein innigeres und zwangloseres Familienleben gewöhnt, fühlte sich innerlich erkaltet und unbehaglich, obgleich sie sich dies selbst nicht eingestehen wollte.

Ernst Hasberg liebte seine Schwägerin nicht und betrachtete den Besuch als eine unangenehme Pflicht, um so mehr, als er wußte, daß die Seinigen den Schritt, den er gethan, nur im Lichte der pekuniären Vorteile ansahen, welche er der Familie brachte.

So kam es, daß ein leichter Schatten Evas Glück trübte, als Lindners von der kleinen Reise zurückkamen und spät abends wieder in der Pension Tisch eintrafen.

In ihrem Zimmer angekommen, um sich zur Ruhe zu begeben, sehr müde und etwas niedergeschlagen, bemerkte sie einen Brief, der auf ihrem Schreibtische lag. Gleichgültig ergriff sie ihn und betrachtete die an sie gerichtete Adresse; die Handschrift war ihr unbekannt, und sie öffnete das Couvert nun doch mit einiger Neugierde, da es nicht aussah, als ob es eine Geschäftsanzeige enthielte. Nur eine Seite des Briefbogens, den sie herauszog, war mit sorgfältig verstellten Schriftzügen beschrieben, ohne Aufschrift und Unterschrift. Was Eva nun bange Herzens las, war folgendes:

„Ein treuer Freund, den die Umstände zwingen, sich nicht zu erkennen zu geben, hält es für seine Pflicht, Sie zu warnen.“

„Daß Ihr Bräutigam Schulden hat, welche ihn wahrscheinlich bald zwingen würden, den Abschied zu nehmen, wissen Sie vielleicht; aber daß er seit langer Zeit ein Liebesverhältnis mit der Operettensängerin Stella Sardonis unterhält, ist Ihnen schwerlich mitgeteilt worden. Diese Beziehungen bestanden noch, als er Sie kennen lernte.“

„Die Bekanntschaft mit Ihnen ist durch eine Heiratsvermittlung veranlaßt worden; die genaue Ziffer Ihres Vermögens war Ihrem Verlobten angegeben worden, ehe er Sie gesehen hatte, und er hat sich zur Zahlung einer gewissen Summe verpflichtet müssen, falls die Heirat zu Stande kommt.“

„Haben Sie nun noch Lust, Gräfin Hasberg zu werden?“

Alle Müdigkeit war verflogen, und vor Entrüstung bebend, war Eva eben im Begriff, mit dem Brief in der Hand zu ihrem Vater zu eilen, als ein neuer, schmerzlicher Gedanke sie durchzuckte: der Vater war ja so sehr gegen ihre Verlobung gewesen, vielleicht würde er diesen schrecklichen Anschuldigungen Glauben schenken? Jedenfalls würden sie ihn von neuem mißtrauisch machen; sie durfte ihm nichts davon sagen und der Tante auch nicht, denn diese konnte so schwer etwas für sich behalten. Am besten würde es sein, das elende Nachwerk sofort zu verbrennen, aber vorher mußte sie es doch noch einmal lesen.

Arme Eva! Sie las den Brief nicht nur dies eine Mal, sondern so oft noch in den nächsten Stunden, daß jedes Wort sich ihrer Seele einprägte mit nagenem, stechendem Schmerz; dann endlich kam ihr die Sorge, daß ihr langes Ausbleiben bemerkt werden könnte, und sie blieb ihr Licht aus. Doch vergebens versuchte sie zu schlafen, der späte Wintermorgen grante schon, als sie endlich Ruhe fand.

Auch die schwersten Sorgen erscheinen jedoch am Tage leichter zu ertragen als während einer schlaflosen Nacht, schon aus dem einfachen Grunde, weil die erzwungene Unthätigkeit vorüber ist, und man handeln kann, um sich Erleichterung zu verschaffen.

Eva hatte zweierlei beschlossen: Sie wollte den Brief, der ihr so qualvolle Stunden verursacht hatte, ihrem Verlobten zeigen und sich von ihm ausschelten lassen, daß sie diesem Lügengewebe überhaupt Beachtung geschenkt, und zweitens mußte sie sofort Einrichtungen treffen, um Hasberg möglichst schnell ohne Zeugen sprechen zu können.

Zufällig wußte sie, daß ihr Vater am Nachmittag einen Geschäftsfreund besuchen wollte, die Tante würde durch ihre Bitte um eine Beforgung in der Stadt leicht zu entfernen sein, also war die Gelegenheit günstig.

Sie schrieb Hasberg einige Zeilen per Rohrpost und bat ihn, anstatt wie besprochen am Vormittag, lieber erst nachmittags um fünf Uhr zu kommen.

Dieser war überrascht, seine Braut allein anzutreffen und fand sie blässer und stiller als gewöhnlich. Auf seine besorgten Fragen, was ihr fehle, gab sie erst ausweichende Antworten; nun, wo der Moment gekommen war, fehlte ihr der Mut, den entsetzlichen Brief hervorzuholen.

Hasberg fürchtete, daß der Besuch bei seinem Bruder an ihrer Verstimmung schuld sei, und begann seinen Gefinnungen für die Schwägerin mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit Luft zu machen.

„Ach, das ist es gar nicht, Ernst; sie war ja ganz freundlich!“ unterbrach ihn Eva schnell.

„Da es das nicht ist, muß es etwas Andres sein; siehst du nicht, daß du mich kränkst, wenn du mir deinen Kummer nicht mitteilen willst?“

Schweigend, mit zitternden Fingern zog Eva den Brief aus der Tasche und hielt ihn Hasberg hin; dann sagte sie leise: „Ich habe nur gefürchtet, daß du böse wirst, Ernst.“

Mit atemloser Spannung forschte sie in seinem Gesicht, während er las.

Hasberg hatte jetzt lieber einem feindlichen Kugelregen stand gehalten als dem angstvollen, bittenden Blick aus den klaren Kinderangen seiner Braut.

Er stand auf und wandte sich ab; einen Fluch unterdrückend zerriss er den Brief in seiner Hand, ohne zu wissen, was er that. Wenn er doch hätte lügen können! Er hätte es mit Wonne auf sein Gewissen genommen, um ihr all das Häßliche zu ersparen — er konnte es nicht, er schwieg.

„Ernst, um Gottes willen, sieh mich an! Sage mir, daß es nicht wahr ist, sondern eine schreckliche, gemeine Lüge!“ Die Worte waren nicht laut gesprochen, und doch klangen sie wie der Angstschrei einer Ertrinkenden.

Er trat zu ihr heran und versuchte ihre Hände zu nehmen; sein Gesicht sah fahl aus. „Eva, es ist alles ganz anders, als du denkst...“

„Also es ist wahr? Alles, auch das letzte?“ Mit weitauferissenen, entsetzten Augen blickte sie ihn an.

„Die Heiratsvermittlung meinst du? Wenn du wüßtest, wie schrecklich mir die Sache war! Ich wollte ja nicht darauf eingehen, so lieb ich dich hatte...“

„Also hast du dich wohl nur mit mir verlobt, weil ich es dir so riesig bequem gemacht habe?“

Mit einem Schlag aus allen ihren Himmeln gerissen, sah Eva ihren Glückstraum vernichtet, ihr Ideal zerstört im Staube liegen, und das fröhliche, harmlose Mädchen verwandelte sich in ein beleidigtes Weib.

Mit bewegter Stimme bat Hasberg: „Eva, höre mich an! Du hast viel zu vergeben, aber so schlimm, als du denkst, ist es nicht. Die Behauptung wegen meiner Schulden ist übertrieben. Ich habe deinem Vater ganz reinen Wein eingeschenkt. Was die Sardonis betrifft, so habe ich sie nicht wiedergesehen, seit...“

„Ich habe keine Lust“, unterbrach ihn Eva mit wachsender Bitterkeit, „irgendwelche Details über deine Beziehungen zu dieser Person zu hören, — ebensowenig über die andre Sache. Für derartige Dinge kann es auch gar keine Entschuldigung geben; ich verstehe nichts davon und will nichts davon wissen.“

„Aber fühlst du es denn nicht, trotz alledem, wie unsinnig lieb ich dich habe, Kind?“ rief Hasberg verzweifelt.

„Ich fühle nur, daß zwischen uns alles aus sein muß. Ich könnte nie wieder Vertrauen zu dir haben.“

Hasberg ging ein paarmal mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; dann blieb er wieder vor ihr stehen.

„Eva, dies kann nicht dein unwiderruflicher Entschluß sein! Du wirst gewiß anders, milder denken, wenn du ruhiger geworden bist. Wenn du mich nur erklären lassen wolltest, wie alles kam...“

„Es hat keinen Zweck, ich kann dir doch nicht mehr glauben! Bitte, quäle mich nicht länger!“

Ihre Stimme klang halb erstarrt. Dann fuhr sie mit aufquellender Bitterkeit fort: „Ich müßte mich doch selbst verachten, wenn ich nach dem, was ich erfahren, dich noch heiraten wollte — es thut mir ja sehr leid, daß ich dir diese pekuniäre Enttäuschung bereite. Wenn du mich nicht ohne weiteres freigeben willst, gestattest du mir vielleicht, mich loszukaufen, — mein Vermögen steht zu deiner Verfügung.“

Hasbergs gebräuntes Gesicht hatte sich bis zu seiner weißen Stirn mit einer dunklen Röte bedeckt. Er

nahm schweigend Säbel und Mütze, schnallte den ersten um, dann trat er noch einmal vor sie hin. Sein Atem ging schwer, und er sprach mit Anstrengung.

„Ich sehe ein, daß es aus sein muß. Trotz alledem schwöre ich dir, daß ich dich wahrhaft geliebt habe. Adieu!“

Ohne zu zögern, ohne sie anzurühren, ging er rasch hinaus.

Als sich die Thür hinter ihm schloß, machte Eva eine unwillkürliche Bewegung, als ob sie aufstehen und ihn aufnehmen wollte, aber sie sank kraftlos wieder zurück; atemlos lauschte sie seinen Schritten auf der Treppe, dann hörte sie die Hausthür gehen und zuckte zusammen.

War er wirklich fort, um nie wiederzukehren? — Was hatte sie gethan? Mit einem Male wurde sie von einer wilden Reue gepackt, ein wahnsinniges Verlangen erfaßte sie, ihm nachzueilen und ihn festzuhalten, — alles, alles war ja leichter zu ertragen als das Bewußtsein, daß sie ihn nie wiedersehen würde, daß sie ihn verloren hatte für immer!

O warum hatte sie den ungeliebten Brief nicht zerrissen und versucht, seinen Inhalt zu vergessen! Und wenn es auch nicht gelungen wäre, tausendmal besser wäre es gewesen, mit der Sorge und Qual im Herzen ihm doch noch anzugehören, als ihn ganz aufgeben zu müssen.

Aber es war zu spät; jetzt konnte sie ihn nicht mehr zurückrufen, wenn sie nicht jede Spur von Selbstachtung verlieren wollte; wer weiß auch, ob er überhaupt noch eine Versöhnung wünschte, sie hatte ihm zu schreckliche Worte gesagt.

Als Tante Lina nach Hause kam, sah Eva noch unbeweglich auf demselben Platz, wo Hasberg sie verlassen hatte, blaß und verstört, mit thränenlosen Augen starr vor sich hinblickend.

Von der Eintretenden nahm sie keine Notiz, und diese eilte besorgt auf sie zu, sie mit angstvollen Fragen bestürmend.

„Ich habe mit Ernst gebrochen!“ stieß Eva endlich heraus, dann versank sie wieder in dumpfes Brüten.

Auf die Ausrufe des Schreckens und der Teilnahme, sowie auf die dringenden Bitten der Tante, ihr Näheres über das Vorgesessene mitzuteilen, antwortete sie nur mit Kopfschütteln.

Das alte Fräulein brach in Thränen aus. „Mein Enkelkind, hast du denn gar kein Vertrauen zu deiner alten Tante? Willst du ihr deinen Kummer nicht sagen?“ bat sie weinend.

Eva umfaßte sie und legte den Kopf an ihre Schulter.

„Sei nicht böse, Tantenchen, es wird mir nur so furchtbar schwer, davon zu sprechen.“

Jetzt trat auch der Kommerzienrat ins Zimmer. „Was ist denn los?“ fragte er bestürzt und blickte von der schluchzenden Schwester auf die anscheinend ruhigere Tochter.

Zu seinem Erstaunen sah sich diese suchend im Zimmer um und hob dann ein zerknittertes Stück Papier vom Boden auf; schweigend reichte sie es ihm.

Vindner glättete den Brief, las ihn schnell durch und betrachtete dann aufmerksam Papier und Handschrift.

„Wo ist das Couvert?“ fragte er ruhig. Eva gab es ihm. „Poststempel Berlin, Damenhandschrift, nicht aus niederem Stand,“ murmelte er vor sich hin, dann fügte er laut hinzu: „Na Kinder, das ist doch nichts zum Verzweifeln; ein anonymes Brief...“

Eva unterbrach ihn.

„Ernst war hier, es ist alles wahr, er hat es zugegeben, ich heirate ihn nicht!“ Ein Strom von Thränen brach plötzlich aus ihren Augen, und Schluchzen ersticke ihre Stimme.

Der Kommerzienrat zog sie neben sich auf ein Sofa, legte den Arm um ihre bebenden Schultern und wartete geduldig, bis sie ruhiger geworden war. Von selbst erzählte sie ihm nun in abgebrochenen Sätzen, wie sich alles ereignet hatte; soweit sie es vermochte, berichtete sie auch von ihrer Unterredung mit Hasberg.

Als sie schwieg, fing er in ernstem und liebevollem Ton an zu sprechen:

„Du weißt, daß ich von Hause aus gegen deine Verlobung war, aber jetzt halte ich es nicht für unmöglich, daß du dich übereilst hast.“ Er nahm den Brief auf und las ihn noch einmal durch, dann fuhr er fort: „Hasberg hat ungefähr 30 000 Mark Schulden; so, wie seine Verhältnisse liegen, braucht er deswegen nicht den Abschied zu nehmen, wenn er keine neuen Dummheiten macht.“

„Nun wegen der Sardonis, — es ist ganz in der Ordnung, mein liebes Kind, daß du darüber empört bist; aber ein junges Mädchen ist nicht in der Lage, über eine solche Sache gerecht zu urteilen. Hasberg hat mir in sehr hübscher Weise ausgesprochen, daß er um deinetwillen seine Vergangenheit bebauert; er ist 32 Jahre alt, und da war es nicht anzunehmen, daß sein Herz ein unbeschriebenes Blatt sei, und sein

Temperament ihm noch nie einen Streich gespielt haben sollte.“

„Die letzte Beschuldigung wegen der Heiratsvermittlung ist meiner Ansicht nach ernsterer Natur; aber es spricht wieder für ihn, daß er nicht geleugnet hat, was sehr leicht gewesen wäre. Du hättest ihm jedenfalls Gelegenheit geben sollen, die Sache näher zu erklären. Wenn du eine Verständigung mit ihm wünschst, so bin ich gern bereit, — ohne dir jedoch dazu zureden zu wollen, — eine solche anzubahnen!“

Er sah seine Tochter erwartungsvoll an. Sie schüttelte den Kopf. „Es ist unmöglich, Papa!“ sagte sie leise, mit zuckenden Lippen. „Einmal habe ich mich ihm an den Kopf geworfen; noch einmal kann man so etwas nicht thun.“

„Wieso an den Kopf geworfen?“ fragte der Kommerzienrat erstaunt.

Sie antwortete nicht gleich; dann sagte sie noch leiser: „Er hat es durch einen Zufall gemerkt, daß ich ihm gut war, ehe... wir uns verlobten.“ Von neuem brachen die Thränen aus ihren Augen, und mit plötzlichem Leidensdruck rief sie: „Ich will fort! O bitte, bitte, Papa, laß uns gleich abreisen, ich kann's hier nicht mehr aushalten, ich bin zu unglücklich! Nie gehe ich wieder nach diesem schrecklichen Berlin! Melanie hatte doch recht, als sie mich warnte!“

Vindner stützte bei diesem Namen, „Wie kam denn Fräulein von Tiez dazu, dich zu warnen, und vor was warnte sie?“ fragte er interessiert.

„Ach, ich weiß nicht mehr!“ erwiderte Eva müde. „Sie meinte, die Menschen hier wären schlecht, und ich sollte mich hüten.“

Vindner drang nicht weiter in sie. Es war ein starker Verdacht in ihm aufgestiegen, doch hielt er es für zwecklos, ihn seiner Tochter mitzuteilen.

Noch einmal machte er ihr den Vorschlag, sich mit Hasberg in Verbindung zu setzen, um diesem Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen; aber Eva geriet bei dem Gedanken in so qualvolle Aufregung, daß er ihr schließlich versprach, am nächsten Tage mit ihr und der Tante abzureisen, ohne weitere Schritte zu thun; er glaubte, daß der Graf vielleicht selbst noch einen Annäherungsversuch machen würde.

Wenn er nicht gesehen hätte, wie sehr seine Tochter litt, so würde ihm die Auflösung der Verlobung, mit welcher er sich noch nicht recht ausgeöhnt hatte, wenig Kummer gemacht haben.

Während die Damen sich nun mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigten, suchte er die Baronin Tiez auf.

Er traf Mutter und Tochter bei einer gemeinsamen Arbeit im Wohnzimmer der Baronin, und es entging ihm nicht, daß sich Melanie bei seinem Eintritt verjäherte; sie wollte sich sofort zurückziehen, aber er hielt sie mit ein paar höflichen Worten zurück. Dann wandte er sich zur Baronin, und dieselbe scharf fixierend sagte er mit Nachdruck: „Wir sehen uns leider ganz plötzlich veranlaßt, schon morgen früh abzureisen; ich komme, um gnädige Frau zu bitten, meine Rechnung ausstellen zu lassen.“

Die Baronin war bei seinen ersten Worten merklich zusammengekauert und vermochte ihren Schrecken nicht zu verbergen.

„Und Graf Hasberg?“ stammelte sie, ohne sich klar zu machen, was sie sagte.

„Meiner Tochter sind Umstände bekannt geworden, die ihrer Bekanntschaft mit Graf Hasberg vorausgingen, welche sie gezwungen haben, diesem ihr Wort zurückzugeben.“

Frau von Tiez fühlte die klugen, forschenden Augen des Kommerzienrats unverwandt auf sich gerichtet und rang nach Worten:

„Das thut mir ja furchtbar leid! — Wir hatten uns so über das sichtliche Glück Ihrer Tochter gefreut — ich kann es kaum fassen...“ brachte sie mühsam hervor.

„Vielen Dank für Ihre gütige Teilnahme, Frau Baronin. Sie können ja absolut nichts dafür, wenn so etwas in Ihrem Hause passiert!“ erwiderte der Kommerzienrat mit trockener Ironie, indem er aufstand, um sich zu verabschieden. Er zweifelte nicht mehr daran, daß die Baronin die Heiratsvermittlerin und Melanie die Angeberin war, obgleich ihm die Beweggründe der letzteren nicht ganz klar waren; er sah jedoch keinen Vorteil darin, die Sache weiter zu verfolgen; für Eva war es besser, wenn sie die Nichtswürdigkeit der Wirtinnen nie erfuhr; es waren ihr schon genug Illusionen zerstört worden.

An der Thür drehte sich Vindner noch einmal um und wandte sich an Melanie:

„Sollte in der Hast der Abreise etwas von unsern Sachen hier liegen bleiben, so haben Sie vielleicht die Güte, gnädiges Fräulein, meiner Tochter nochmals zu schreiben? — Empfehle mich zu Gnaden!“

Das „nochmals“ war nur leicht betont, aber Melanie starrte ihm mit entsetzten Augen nach — besaß der Mann einen Zauber, um Verborgenes zu entdecken? Würde er das, was er auf unerklärliche Weise erfahren hatte, weiter ausnutzen?

Zaghaft blickte sie auf die Mutter; sie dachte nicht mehr daran, denselben Vorwürfe zu machen, denn sie fühlte sich selbst schuldbeladen wie eine Verbrecherin von dem Moment an, wo der ungeliebte Brief aus ihrer zitternden Hand in den Postkasten gegelitten war.

Die Baronin war durch die unerwartete Wendung der Dinge so vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht worden, daß sie sich, ganz entgegen ihrer sonstigen Art, klagend und hilfejuchend der Tochter näherte.

„Melanie, hab doch Mitleid mit mir! Es ist furchtbar; was soll ich nur machen! All diese Menschen verachten mich, und ich hab' sie unglücklich gemacht und meinte es doch ganz gut! — Wie es herausgekommen ist, fasse ich nicht, aber der Kommerzienrat weiß alles und kann uns ruinieren, wenn er will! Nie wieder in meinem Leben unternehme ich es, eine Heirat zusammenzubringen; ich schwöre es dir! Wenn ich geahnt hätte, daß es solche Folgen haben kann, würde ich es nie gethan haben...“ Sie war auf einen Stuhl gesunken, stützte den Kopf auf die Hand und stöhnte.

Melanie hatte zitternd zugehört; sie rang mit einem schweren Entschluß.

Pföflich kniete sie vor der Mutter nieder, verbarg ihr Gesicht in deren Schoß und stammelte: „Mutter, ich bin ja an allem schuld, — es wäre gut abgelaufen, aber ich konnte es nicht mit ansehen, ich habe einen Brief an Eva geschrieben, anonym, — o Mutter!“ Flehte sie, als sie fühlte, wie die Baronin entsetzt zurückfuhr, „ich that es nicht, um dir zu schaden, und habe deinen Namen nicht genannt; sie haben es erraten, — verzeih mir! Ich konnte es nicht ertragen, ihn mit einer andern unter meinen Augen glücklich zu sehen, und da habe ich mir eingeredet, daß es meine Pflicht sei!“

„Ihn? Hasberg meinst du?“ fragte die Mutter zweifelnd, ob sie richtig verstanden hatte. Dann begriff sie alles mit einem Male. Sie schwieg lange, aber sie streichelte Melanies gesenkten Kopf. Dann sagte sie weich und traurig, wie sie noch nie mit der Tochter gesprochen: „Armes Kind! da haben wir uns nun gegenseitig geschadet und Kummer zugefügt, wo wir doch fest zu einander halten sollten; ich habe die erste, die größte Schuld. Aber es soll in Zukunft anders und besser werden.“

Sie richtete die Tochter auf und küßte sie; dieser war, als ob ein eisernes Band, welches ihr Herz umschlossen hatte, plötzlich gesprungen sei bei den guten Worten der Mutter.

Lange noch blieben beide zusammen und fanden in langentbehrter vertraulicher Aussprache Befriedigung und Erleichterung der Sorgen, die sie bedrückten.

Am nächsten Morgen mußte Melanie die schwere Pflicht übernehmen, bei der Abreise der Familie Vindner zugegen zu sein; die Baronin hatte sich wegen eines plötzlichen Unwohlseins entschuldigen lassen.

Zu ihrer Beruhigung merkte Melanie sofort, daß die Damen keine Ahnung hatten, welche Rollen sie und ihre Mutter in dem Drama gespielt hatten, durch welches die kindliche, heitere Eva in ein blaßes, stilles Mädchen verwandelt worden war.

Hinter einem Vorhang im Salon beobachtete auch die Baronin, wie Vindners in den Wagen stiegen, und ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, als sie Evas verändertes Gesicht sah.

Wenige Stunden später erschien Hasberg in der Pension Tiez und fragte nach Kommerzienrat Vindner. Als ihm die plötzliche Abreise der Familie mitgeteilt wurde, wandte er sich kurz ab; die letzte Hoffnung, an die er sich geklammert, war nun dahin.

## VII.

Ein ganzes Jahr war seitdem vergangen.

Kommerzienrat Vindner hatte gehofft, daß seine Tochter bei ihrer Jugend und ihrem heitern Naturell die traurige Erfahrung, die sie durchgemacht, bald überwinden würde. Die arme Eva hatte sich auch redlich bemüht, ihr altes Leben in unveränderter Weise wieder aufzunehmen und es die Ihrigen nicht merken zu lassen, mit welcher Anstrengung dies geschah, wie gleichgültig, schal und öde ihr alles erschien, was ihr sonst das höchste Interesse abgewonnen hatte. Nach einiger Zeit gelang es ihr auch, äußerlich wieder ihre heitere Freundlichkeit zu zeigen, aber den liebenden und forschenden Augen von Vater und Tante konnte es nicht entgehen, daß sie die alte nicht mehr war und daß sie litt; Vergessen-können war ein Talent, welches ihr die Natur versagt hatte. Ihre Liebe zu Hasberg war zu tief gewesen, und ihre Sehnsucht nach ihm wuchs mit der Zeit, anstatt zu schwinden.

Vielleicht hätte sie sich eher in das Auseinandergehen gefunden, wenn sie sich nicht immer wieder mit dem Gedanken gequält hätte, daß es nur durch ihre Schrockenheit so weit gekommen sei; durch das Leid schnell gereift, begriff sie jetzt, daß es ein ideales, schattenloses Glück, wie sie es geträumt, auf dieser Welt nicht giebt, — aber nun noch eine Versöhnung anzubahnen, das hielt sie für unmöglich.



Stellir der Gschichte vor dem Gottesgericht zu Prosa. 1015 n. Chr. Nach dem Gemälde von H. Bens Pieter.

Der beständige innere Kampf blieb nicht ohne nachteilige Folgen auf ihren bis dahin völlig gesunden, aber zarten Körper. Ohne daß sich ein ausgesprochenes Leiden gezeigt hätte, kränkelte sie häufig und konnte sich auch von leichten Erkältungen schwer erholen. Da die verschiedenen Baderkuren, welche sie auf ärztliche Anordnung während des Sommers gebrauchte, keinen großen Erfolg hatten, und zu Beginn des Winters noch keine wesentliche Besserung eingetreten war, beschloß der Kommerzienrat, mit seinen beiden Damen nach dem Süden zu gehen.

Es war ein schweres Opfer, welches der vielbeschäftigte Mann für die Gesundheit und das Wohlbefinden seiner Tochter brachte, um so mehr, als er selbst nicht gern reiste; aber nach den Berliner Erfahrungen konnte er sich nicht entschließen, für die lange und weite Reise Eva der Tante allein anzuvertrauen.

Nach einem längeren Aufenthalt an den italienischen Seen hatten sich Lindners bei Eintritt größerer Kälte weiter südlich gewandt und sich für den Rest der schlechten Jahreszeit in Nizza niedergelassen.

Und Hasberg? — Ein Mann leidet nicht in derselben Weise wie ein Mädchen unter einem Herzenskummer, sein Beruf, sein mehr nach außen gewandtes Leben ziehen ihn davon ab; dennoch übte das, was er durchgemacht hatte, einen starken Einfluß auf seinen Charakter und seine Lebensweise aus.

Anfangs hatte er wohl mit sich gekämpft, ob er sich noch einmal an Evas Vater wenden sollte, um sich zu rechtfertigen, soweit dies möglich war; aber er hielt die schnelle Abreise von Lindners für einen Beweis, daß sie allen Annäherungsversuchen seinerseits aus dem Wege gehen wollten. Mehr noch als das jedoch waren es Evas bittere Worte beim Abschied, die es ihm unmöglich machten, eine Verständigung anzubahnen, so lange er als armer Mann dem reichen Mädchen gegenüberstand. Eva hatte ihm unrecht gethan und ihn so tief verletzt, daß er es nie würde überwinden können; dennoch grollte er dem armen Mädchen nicht, denn durch seine Schuld war ihr reines, warmes Herz so tief verwundet worden, daß der lachende Kindermund gelernt hatte, Worte zu sprechen so scharf und spitz wie Pfeile. Daß er durch seinen Leichtsinns nicht nur sich, sondern auch das Mädchen, welches er wahrhaft liebte, um das Lebensglück gebracht hatte, dieser Gedanke ließ ihn nicht wieder los, und er fand kein Vergnügen mehr an seiner früheren Lebensweise.

„Hasberg ist ja fürchterlich solid geworden,“ so hieß es nach einiger Zeit im Kreise seiner Kameraden, jedoch ohne daß er deshalb an Beliebtheit eingebüßt hätte; er war ein ernsterer und reiferer Mann geworden, blieb aber der schneidige Offizier und der lebenswürdige, gefällige Kamerad.

So viel er sich in Gedanken auch mit ihr beschäftigte, so hatte er doch Eva ganz aus den Augen verloren, und als der Winter ins Land zog, ahnte er nicht, wie weit sie von ihm entfernt war.

Kommerzienrat Lindner war mit dem Erfolg der italienischen Reise nur halb zufrieden. Eva hatte sich zwar körperlich etwas gekräftigt unter dem lachenden Himmel des Südens, und sie zeigte reges Interesse und volles Verständnis für die mannigfachen neuen Eindrücke, die sie empfing, aber die alte Frische und Heiterkeit wollten nicht wiederkehren.

Es war an einem herrlichen Vormittag im Februar, als der Kommerzienrat in tiefen Gedanken den Promenade des Anglais in Nizza langsam schritt hinabging. Er hatte keine Augen für das in der Sonne glitzernde tiefblaue Meer mit den vielen weißen Segeln, die es belebten, für die schlanken Palmen, welche den Weg einsaßten, und die elegante Menschenmenge, die ihn umgab.

Wie schon zahllose Male vorher, so waren auch heute seine Gedanken wieder zurückgeführt zur kurzen, traurigen Verlobungsgeschichte seiner Tochter, und er machte sich Vorwürfe, daß er damals keine Verständigung mit dem Grafen gesucht hatte. Es war ihm nur zu klar, daß Eva diesen immer noch liebte, obgleich sie nie von ihm sprach, und er beklagte es tief, daß ein so dunkler Schatten auf die schönsten Jahre ihres Lebens gefallen war. Plötzlich wurde er aus seinen Grübeleien aufgeschreckt; ein Herr war auf ihn zugekommen und begrüßte ihn.

Im ersten Moment glaubte er, daß seine kurz-sichtigen Augen ihm einen Streich spielten, aber es war unzweifelhaft Hasbergs Stimme, die jetzt sprach:

„Gewiß wundern Sie sich sehr, mich hier zu sehen, Herr Kommerzienrat, — vielleicht noch mehr, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Ihnen nachgereist bin, nachdem ich es vergebens versucht hatte, Sie in Ihrer

Heimat aufzusuchen. Ich hoffe, Ihnen später wenigstens einigermaßen befriedigende Erklärungen geben zu können über die traurigen Vorkommnisse im vorigen Jahr, welche Eva zum Bruch mit mir veranlaßt haben. Jetzt möchte ich Ihnen vor allen Dingen mitteilen, daß sich meine Verhältnisse seitdem wesentlich geändert haben. Deut vor acht Tagen ist mein Bruder an Lungenentzündung gestorben, und das Majorat ist jetzt in meinen Händen...“ Nachdem der Kommerzienrat seiner Überraschung und Teilnahme Ausdruck gegeben, fuhr er fort: „Sie können es sich wohl denken, weshalb ich gekommen bin! Wollen Sie mir erlauben, noch einmal um Eva zu werben?“

„Ich hätte nichts dagegen gehabt, auch wenn Sie nicht als Majoratsbesitzer gekommen wären, lieber Hasberg!“ erwiderte Lindner warm. „Natürlich liegt die Entscheidung bei meiner Tochter; aber ich glaube, daß Ihre Chancen sehr gute sind. Wenn es Ihnen paßt, so kommen Sie jetzt mit mir nach Hause, und wir überraschen Eva, da werden Sie schnell im klaren sein, wie Sie dran sind.“

Der Graf war damit sehr einverstanden; unterwegs sprach er sich mit vollkommener Offenheit über die un-



M. Zeno Diemer (Selbstporträt).

glückselige Vermittlung der Baronin Tieg aus, womit er den Kommerzienrat ja keineswegs überraschte.

In seinem Hotel angekommen, blickte dieser in das im Erdgeschoß gelegene Konversationszimmer und führte dann den Grafen herein, indem er bemerkte: „Es ist kein Mensch darin! Ich habe mir überlegt, daß es am besten ist, wenn Sie hier bleiben, und ich werde Ihnen Eva unter irgend einem Vorwand herunterbringen.“

Es waren nur wenige Minuten, die Hasberg zu warten hatte, aber sie erschienen ihm wie ebensoviel Stunden. Eben noch durch das freundliche Entgegenkommen des Kommerzienrats voll zuversichtlicher Hoffnung, stieg in ihm jetzt die heiße Angst auf, daß ihn Eva doch als einen Unwürdigen vergessen haben könnte und ihm nun kalt und gleichgültig begegnen würde... Starr waren seine Augen auf die Thür gerichtet, durch die sie kommen mußte... jetzt endlich! ging sie auf, und Eva trat ein. Seine Blicke verschlangen die schlankste Gestalt, das liebliche Gesicht, — ach, es war schmäler und bleicher geworden, aber süßer denn je in seinem Rahmen von rotgoldenen Haaren! — Halb ängstlich, halb neugierig blickte sie sich um nach der Überraschung, von der der Vater gesprochen. Jetzt sah sie ihn, — es war, als ob ein elektrischer Strom durch ihre Glieder ging.

„Eva!“ rief Hasberg in tiefer Bewegung.

Mit einem Jubellaut, blickschnell, lag sie in seinen Armen.

## Grettir der Geächtete.

(Bild S. 308 u. 309.)

Die Geschichte des skandinavischen Nordens berichtet von so manchem kühnen Recken, den das überschäumende Kraftgefühl über alle Bande der Sitte und des Gelezes hinweggeführt hat. Zu ihnen zählt auch Grettir der Geächtete. Unser Bild veranschaulicht in packender Gestaltung seinen tragischen Untergang. Es ist der Markt- und Richtplatz von Drontheim, mit dem Ausblick auf die Meeresfährde; noch stehen die heidnischen Opfersteine aufrecht, aber schon erhebt sich neben ihnen die erste aus Holz erbaute christliche Kirche, an deren Stelle später der berühmte steinerne Dom getreten ist. Grettir, in feierlichem Zuge zur Kirche geleitet, um sich durch ein Gottesurteil vom schweren Verdacht des Mordes zu reinigen, wurde erbittert durch die Schmähreden der Menge über die Demütigung des trotzigsten Recken, und erwiderte sie mit Wort und That; vor der Ueberzahl sucht er Deckung am Runenstein, reißt den Feuerbrand vom Holzstoß, an dem die Leichen zum Gottesgericht glühend gemacht worden, und schmettert seine Angreifer mit gewaltigen Hieben zu Boden. Vergebens bemüht sich die Leibgarde des Königs, Ordnung und Ruhe herzustellen; die Wut des Volkes ist nicht mehr zu bändigen. — Der Maler ist mit diesem Bild aus dem gewöhnlichen Bereich seines künstlerischen Schaffens herausgetreten. In o Diemers Selbstbildnis zeigt ihn als Bergsteiger, wie er aus der erhabenen Alpenwelt die Motive seiner Kunst schöpft.

## Illusionen und Hallucinationen.

Ein Gespräch zwischen zwölf und eins.

Von

F. E. Medicus.

Die Stuhuhur auf dem Bücherschrank pinkte Mitternacht.

„Geisterstunde,“ erklärte Onkel August sachverständig in dumpfem Ton.

„Gespenstergeschichten erzählen,“ schlug der Doktor behaglich vor.

Fräulein Miezi Mund zog sich etwas zusammen, ihre Augen blickten ein wenig angstvoll — und dann lachte sie. Schon vor vier Wochen hatte sie ihren ersten Ball erlebt; da paßte es sich nicht mehr, vor Gespenstergeschichten bange zu sein. Sie lachte. Erstens sollte das ein Zeichen ihres Mutes sein, und zweitens wußte sie, daß es sehr hübsch klang. „Es giebt ja gar keine Gespenster.“

Aber Onkel August wies sie energisch in ihre naturgesetzten Schranken zurück: „Nun seh' mir mal einer unsern Kie-in-die-Welt an! Ja, ja, unsere höheren Töchter sind heute! Miezi, ich sage dir, wenn ich dir jetzt erzählen wollte, was ich erzählen könnte, so eine wirkliche und wahrhaftige Geschichte aus meinem Leben — du thätest die ganze Nacht kein Auge zu und tröstest schließlich bei Mutter unter die Bettdecke.“

Die furchtbare Drohung genügte. Fräulein Miezi machte in der That jetzt sehr große, angstvolle Augen, und ihr Mund sah aus, als ob sie jemand küssen wollte, woran sie doch gar nicht dachte.

„Aber bitte, Herr Baron, erzählen Sie doch,“ bat der Doktor.

„Nein, wollen Miezi doch lieber nicht zu bange machen. Uebrigens an Gespenster im Sinne der Ammen- und Kindermärchen glaube ich ja natürlich auch nicht. Aber das sage ich auch, daß es wahrhaftig mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als eure Schulweisheit sich träumen läßt, wie Schiller oder irgend ein anderer sehr richtig sagt.“

„Das wäre möglich, Onkel,“ gab der Affessor zu, „aber andererseits mußt du unsrer Schulweisheit doch schon zugestehen, daß wir die meisten Erscheinungen, die man früher direkt auf übernatürliche Ursachen zurückführte, ganz hübsch und natürlich erklären.“

„Aber um bei den Gespenstern zu bleiben,“ warf der Lieutenant ein, „wie kann man erklären, was überhaupt nicht da ist?“

„Irgend etwas muß natürlich schon da sein,“ meinte der Doktor, „sonst wäre es unbegreiflich, daß der Gespensterglaube über den ganzen Erdenball verbreitet ist.“

„Und was wäre dieses etwas?“

„Zum wenigsten — oder zum größten Teil Täuschungen, unsrer Sinneswahrnehmungen.“

„Na, erlauben Sie,“ warf Onkel August etwas hitzig ein. „Wenn man seine fünf Sinne gesund beisammen hat —“

„So können sie uns trotzdem täuschen. Und Auge und Ohr zum Beispiel thun es täglich und stündlich. Die meisten dieser Täuschungen stellen wir allerdings infolge unsrer sonstigen Erfahrung ohne weiteres gleich unbewußt zurecht, so daß sie uns weiter gar nicht

auffallen oder stören. Wenn wir am Anfang einer Allee stehen, wird es keinem erwachsenen Menschen einfallen, zu glauben, die Alleebäume näherten sich in weiterer Ferne einander immer mehr, um schließlich zusammenzutreffen, obwohl wir das so sehen. Und wenn wir in der Eisenbahn fahren, wissen wir, daß wir in Bewegung sind, vorübergehend an den Gegenständen draußen, während wir als Kinder bei der ersten Eisenbahnfahrt doch noch ganz deutlich sahen, wie sich die Landschaft drehte und die Telegraphendrähte trampfhaft auf- und niederwogten."

"Gewiß," bestätigte der Lieutenant, "solche Täuschungen des Auges sind häufiger, als man gewöhnlich denkt. Das merkt man beim Unterricht im Entfernungsschätzen. Aber mit solchen optischen Täuschungen, auch wenn wir die ebenfalls häufigen akustischen Irrungen hinzunehmen, läßt sich doch wohl nicht ohne weiteres der Gespensterglaube erklären."

"Gewiß nicht ohne weiteres; es muß noch etwas hinzukommen, damit so eine Illusion oder Hallucination fertig wird, wie die Meinung, ein Gespenst zu sehen," bestätigte der Doktor. "Aber wenn wir bei den gewöhnlichsten optischen Täuschungen die Dinge nur etwas anders sehen, als sie wirklich sind, so wäre es doch nur ein Unterschied des Grades, wenn wir bei anderen Gelegenheiten auch einmal etwas überhaupt ganz anders zu sehen glauben, als wirklich da ist. Uebrigens unterscheidet man in der Psychologie ja wohl zwischen Illusionen und Hallucinationen irgendwie, Herr Assessor?"

"Ja, obwohl die Grenzen fließende sind, ebenso wie die zwischen einfachen optischen Täuschungen und Illusionen."

"Fließende Grenzen ist gut," belustigte sich Onkel August, "das klingt schon genügend gelehrt. Du, du scheinst mir jetzt gerade unterwegs, einen deiner mit Recht so beliebten psychologischen Vorträge loszulassen."

"Ich denke nicht dran, Onkel. Darf ich um die Streichhölzer bitten, Else. Sind Sie mit der Fuchsstute zufrieden, Herr Lieutenant?"

"Ne, du, hör mal, da protestiere ich aber ganz energisch. Erst macht er einem mit Gespenstergeschichten bange und wirft einem psychologische Redensarten voll Hallucinationen und Illusionen an das witzbegierige alte Haupt und dann will er auf Lieutenants Fuchsstute sich aus dem Staub machen. Nur heraus damit, was eure Schulweisheit zur Erklärung der altmodischen Gespenster erfunden hat."

"Onkel, mir ist eigentlich, als hättest du mit den Gespenstergeschichten angefangen. Und ich meine, die Damen —"

"Nein, aber bitte, bitte, Herr Assessor, wir hören so was ja so schrecklich gern," und "du kannst's ja hübsch," (das war seine Mutter) klang's im Chor. Und Fräulein Miezi verriet sich selbst und betonte: "Wenn's man Hall—Hallucinationen sind, dann braucht man ja hernach auch gar nicht mehr bange zu sein."

"Also," begann der Assessor, und während Onkel August doch ein zugleich befriedigt und etwas ironisch klingendes "Hm!" nicht unterdrücken konnte, fuhr er fort:

"Von den Dingen der Außenwelt haben wir ziemlich feste Vorstellungen in unserm Bewußtsein. Wir haben sie gewonnen durch häufige Sinneswahrnehmungen derselben Gegenstände. So genügt denn hernach schon ein ziemlich flüchtiges Hinschauen, um die richtige Vorstellung eines uns aufstößenden Gegenstandes in uns auftauchen zu lassen. Illusionen nennen wir nun solche Vorstellungen, die den Gegenständen, von denen wir eine Sinneswahrnehmung haben, nicht entsprechen. Das kommt besonders leicht dann vor, wenn die Sinneswahrnehmungen dunkel und vieldeutig waren, wie zum Beispiel beim Anblick eines in Dämmerlicht gehüllten großen Gegenstandes, von dem wir nur die Umrisse scharf erkennen. Die erkannten Merkmale des Gegenstandes geben dann zwar zur Bildung einer Vorstellung Anlaß; letztere würde aber sehr unbestimmt bleiben, wenn nicht die allzeit geschäftige Phantasie die nicht gegebenen Züge ohne weiteres ergänzte. Und eben diese Ergänzung des Bildes durch die Phantasie kann unter Umständen die ganze Vorstellung zur Illusion machen. Vornehmlich dann, wenn unser Inneres sich schon vorher irgendwie in anormalem Zustand, Furcht, Aufregung oder totaler Abspannung, befand. Dann können Verstand und Wille uns nicht mehr genügend kontrollieren, daß wir nicht auch die abenteuerlichsten Vorstellungen für Wirklichkeit hielten. Dann brauchen wir nur noch an einer jagend umwobenen Friedhofsmauer vorbeizugehen, um ein Gespenst —"

"Qu!" machte Miezi leise, denn sie hatte nicht ordentlich aufgepaßt und des Doktors Partipiken angesehen, die so furchtbar komisch waren.

"... zu sehen, wo Sinnesempfindungen nur durch den Schimmer eines weißen Steins oder im günstigsten Fall eines flatternden Latens angeregt sind. Können wir schon bei Tageslicht und bei bester und klarster Geistesverfassung in die Gesichtswahrnehmungen von Wolken, Bäumen und Felsen alle möglichen Gesichter

und Gestalten hineinlesen, so erfolgen nun bei undeutlichem Sehen und erregtem Nervensystem solche phantastischen Vorstellungen ganz von selbst."

"Seh' die Bäume hinter Bäumen,  
Wie sie schnell vorüberziehen,  
Und die Klippen, die sich bilden,  
Und die langen Felsenmauern,  
Wie sie schnarzen, wie sie blasen!"

citirte der Doktor, dessen Faust-Begeisterung bekannt war.

"Ebenso sind Selbsttäuschungen über das, was wir hören, Illusionen. Da wird ein rollender Wagen zum Donner, das Säusen des Windes giebt Anlaß zu den verschiedenartigsten Illusionen, vom leise geflüsterten Wort bis zu Posaunen- und Trommetenschall," und der Doktor fuhr fort:

"Hörst du Stimmen in der Höhe?  
In der Ferne, in der Nähe,  
Ja, den ganzen Berg entlang  
Strömt ein wütender Raubergehang."

Wenn das also Illusionen sind, dann hatte Fräulein Miezi neulich auch mal eine gehabt, und Tante Margaret hatte sogar sehr oft Gehörsillusionen, und dem Lieutenant hatte beim vorletzten Manöver der weiße Helmüberzug des feindlichen Generals etwas vorillusioniert, und — und — und —

Aber Onkel August schloß die Schleusen der allgemeinen werdenden Unterhaltung mit drohnender Wucht: "Jetzt will ich wissen, was Hallucinationen sind."

"Und gehorham schwieg man im Kreise und lauschte den lehrreichen Worten," konstatierte der Doktor, als das zur Thatsache geworden war.

"Hallucinationen sind ebenfalls phantastische Vorstellungen, die für uns ganz das Gepräge von Wahrnehmungsvorstellungen tragen, ohne daß ihnen die Wirklichkeit entspricht. Auch sie erfolgen vorzugsweise im Dunkeln oder Halbdunkel und bei ungewöhnlicher Verfassung des Gesamtbewußtseins, ohne daß geradezu Geistesstörung notwendig wäre. Bei dauernder Geistesstörung können sie übrigens gerade wie die Illusionen natürlich noch viel häufiger und intensiver sein als beim normalen Menschen, aber wir wollten ja nur vom letzteren reden. Hallucinationen unterscheiden sich von den Illusionen dadurch, daß ihnen überhaupt kein äußerer Anlaß zu Grunde liegt, wie solcher bei Illusionen regelmäßig ist. Während bei Illusionen etwas da ist, was falsch aufgefaßt wird, ist bei Hallucinationen überhaupt gar kein Gegenstand für Sinneswahrnehmung vorhanden."

"Dann wären zum Beispiel Visionen ungefähr daselbe wie Hallucinationen?"

"Visionen nennt man die Hallucinationen, die dem Gesichtssinn angehören, Else, außerdem giebt es aber auch Gehörshallucinationen. Letztere haben keinen besonderen Namen."

"Du, jetzt wird die Sache etwas unheimlicher," konstatierte Onkel August mit Befriedigung. "Hallucinationen haben also absolut keinen sozusagen natürlichen Grund, kommen so ganz von selbst, ohne daß die Naturwissenschaftler sagen könnten, weshalb und warum?"

"Doch wohl nicht ohne einen natürlichen, konstatierbaren Grund," meinte der Doktor; "Herr Assessor schloß nur äußere Umstände von der Verursachung der Hallucinationen aus."

"Gewiß," fuhr der Assessor fort, "einen ganz natürlichen Grund haben auch die Hallucinationen, obwohl dieser im einzelnen Fall oft schwer zu konstatieren ist."

"Siehst du," beharrte der Onkel.

Der Assessor ließ sich nicht stören: "Aber die Erfahrung, daß Hallucinationen gewöhnlich dann erfolgen, wenn toxische Substanzen, wie Alkohol, Morphinum oder Chloroform, auf das Gehirn eingewirkt haben, oder wenn der Mensch anhaltendem Nahrungsmangel oder dauernden Gemütsregungen ausgesetzt war, führt auf die Vermutung, die durch andre Beobachtungen bestätigt wird, daß wenigstens die häufigsten Ursachen von Hallucinationen in anormalen Blutverhältnissen im Gehirn zu suchen sind. Dadurch werden die Sinnescentren teils betäubt, gelähmt, teils aber auch äußerst reizbar gemacht, ja sie können sogar infolge von Blutstauungen oder Anhäufung von Zersetzungsprodukten des Blutes direkt gereizt werden. Erfolgt nun auf diesem Weg zum Beispiel eine Reizung der centralen Nerven des Gesichtssinns in gleicher Weise, wie sie beim Anblick eines bestimmten Gegenstandes, sagen wir der Sonne, zu erfolgen pflegt, so entsteht, wenn die sonstigen Verhältnisse nicht ungünstig sind, dementsprechend auch die Vorstellung jenes Gegenstandes, in unserm Fall der Sonne. — Nehmen wir nun noch die beiden Thatsachen hinzu, daß schon für gewöhnlich eine lebhaftere Erinnerungsvorstellung oder Phantasievorstellung erregenden Einfluß auf die centralen Nervensysteme haben kann, und daß wir für unsere Fälle ja eine besondere Reizbarkeit dieser Nerven-

systeme vorausgesetzt haben, so erklärt es sich, wie auch Vorstellungen, die mit besonderer Lebhaftigkeit aus irgend welchen, etwa durch Association gegebenen Erinnerungsvorgängen auftauchen, uns zum Bewußtsein kommen, gerade als ob ihre Gegenstände gesehen oder gehört wären. — So erklärt es sich, wie der fastende Asket bei intensiven religiösen Gedankengängen schließlich in Visionen mit Christus, Engeln und Heiligen verkehrt, als ob sie lebhaftig vor ihm ständen, wie der verhungerte Dichter unter dem Glutfluß der Muse zusammenstürzt, und der überangestrenzte Musiker von himmlischer Sphärenmusik beglückt wird."

Alle schwiegen.

Endlich seufzte Onkel August auf. "Du magst recht haben. — Damals — ich habe daran nie gedacht — weißt du, mein Vater konnte mir keinen großen Zuschuß geben und repräsentieren mußten wir Fräulein Miezi doch — ja, es ist recht, recht hungrig war ich manchmal und — damals vielleicht besonders."

"Was war's denn, Onkelchen?" schmeichelte Miezi. "Ne, Kind, das erzähl' ich dir vielleicht ein andermal. Heute kommt mir die Geschichte — beinahe ein bißchen entweicht vor."

"Uebrigens, nun habe ich dich doch recht verstanden: verrückt braucht man gerade nicht zu sein, aber doch entweder schwer angezecht oder ein bißchen verhungert, wenn man Hallucinationen haben will?"

"Doch nicht. Ich sprach von intensivsten Hallucinationen — solche geringeren Grades kommen häufig vor, und dazu bedarf es noch nicht einmal gerade außergewöhnlicher Bedingungen. Unser Auge steht auch im Dunkeln noch unter den Nachwirkungen der mannigfachen Eindrücke des Tages, und schwache Gehörseize können ebenfalls, sozusagen ganz von selbst oder, genauer gesagt, durch physische Vorgänge im Gehörorgan selbst entstehen. Man braucht dann nur etwa noch müde zu sein, um ganz hübsche kleine Hallucinationen zu erleben. — Laß mich übrigens noch hinzufügen, daß für gewöhnlich Illusionen und Hallucinationen zusammen wirken und ineinander übergehen. Ist der Mensch anderweit gerade disponiert für solche Erlebnisse, so bewirkt leicht ein äußerer Reiz eine Illusion, und — wie sich im normalen Verlauf an eine Wahrnehmungsvorstellung Erinnerungsvorstellungen associieren würden — schließen sich dann infolge der inneren Reizbarkeit leicht Hallucinationsvorstellungen an."

"Wimm!"

"Hört! War das nun eine Hallucination oder eine Illusion?"

"Keins von beiden, aber ein Uhr und höchste Zeit, unsrer liebenwürdigen Wirtin gute Nacht zu sagen. Gnädige Frau..."

## Wintersorgen.

(Bild S. 297.)

Der alte Sepp kommt halt zeitlebens nicht aus den Sorgen heraus. Was hat so ein Kleinhäusler andres, vom Leben zu erwarten als Mühe und Plackerei. Die paar Parzellen Feld und Wiese, die ihm gehören, haben ihm ja nie viel Arbeit gemacht, dafür hat sein Weib zu sorgen gehabt; aber sie haben auch nicht viel getragen, und so ist der Sepp Holzfnecht gewesen, so lange die Kraft dazu reicht. Mittlerweile sind die Kinder groß geworden, und da sind auch bald die Enkel dazu gekommen, mit denen er sich jetzt in seinen alten Tagen am liebsten abgiebt. Da hat er sich denn heute auf den Weg gemacht, um im Walde das dürre Holz zusammenzulassen, viel ist es ohnehin nicht, aber brauchen kann man's doch im Haushalt. Und der Herr Forstner drückt bei einem alten Bekannten schon ein Auge zu, wenn man einmal auch das Beil zu Hilfe nimmt, um die Bäume von dünnen Ästen zu befreien, die doch bald abfallen. Ein Schnitt Spieß, ein Stück Brot und die Flasche mit dem selbstgebrannten Vogelbeersekt im Ranzen — damit kann's der Sepp eine Weile aushalten; und dann haben ihn nach der Schule die Enkel abgeholt. Das bißchen Schneegestöber bringt den Sepp nicht um die gute Laune; aber bevor er jetzt den Schlitten mit den Reisiggarben, auf den sich die Evi gesetzt hat, den Abhang zum Dorfe hinaufzieht, macht er eine kleine Rast, um die Pfeife zu stopfen und „anzukunden“. Er hat sich diesen Genuß heute redlich verdient. — h.

## Siegesfischer.

(Bild S. 313.)

Das Schachspiel ist ein sehr schönes Spiel, aber man muß dabei seine Gedanken zusammen halten. Das scheint der junge Mann auf unserm Bilde nicht immer gethan zu haben. Vermutlich hat er der schelmischen Gegnerin zuviel in die schwarzen Augen gesaut, und sie hat ihren Vorteil wahrgenommen. Jetzt ist es schon zu spät, um ihren fein ausgedachten Plan zu durchkreuzen; ihr triumphierender Blick verrät, daß dem weißen König die letzte Zuflucht abgeschnitten ist. Der unterliegende Teil wird ja hoffentlich den Fall nicht tragisch nehmen; von einer so reizenden Gegnerin kann man sich immerhin besiegen lassen, ohne seine Reputation als Schachspieler einzubüßen. — h.

## Der neue österreichische Ministerpräsident

Dr. Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn, dessen wohlgetroffenes Bildnis wir unsern Lesern vorführen, hat von seinem Vorgänger, dem polnischen Grafen Badeni, eine Erbschaft übernommen, deren Liquidierung eine ganz außerordentliche Befähigung erfordert. Die unheilvolle Politik Badenis hat in der habsburgischen Monarchie Zustände hervorgerufen, die im diametralen Gegensatz stehen zu dem Wahlpruch des Kaisers Franz Josef, *Viribus unitis* (mit vereinten Kräften). Unentledigt gelassen ist die Badeni gestellte Aufgabe, den Ausgleich mit Ungarn, zum dritten Male seit der Begründung des sogenannten Dualismus, abzuschließen, den Zusammenhang der beiden Reichshälften, der dem Monarchen besonders am Herzen liegt, zu verteidigen. Alle Völker der österreichischen Hälfte, oder, wie sie bezeichnenderweise mit einem bloßen Verlegenheitsnamen amtlich heißt, der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, gaben ihr Mißvergnügen kund über die bisherige Verteilung der gemeinsamen Lasten, wobei Ungarn dreißig, Oesterreich siebenzig Hundertteile aufzubringen hat. Besonders kräftig sprach sich dieses Mißvergnügen bei den österreichischen Deutschen aus; deshalb suchte sich der Graf Badeni der Unterstützung der tschechischen Abgeordneten zu verschern und erließ die Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren, denen zufolge auch im geschlossenen deutschen Sprachgebiet Prozesse auf den Antrag einer tschechischen Partei in tschechischer Sprache durchzuführen wären, und alle Beamten zur Aneignung der tschechischen Sprache genötigt werden sollten. Die Tschechen sahen darin den ersten ausschlaggebenden Schritt zur Verwirklichung ihres Zieles: der Aufrichtung eines tschechisch-nationalen Königreiches in Böhmen, Mähren und Schlesien; die Deutschen aber wurden durch diese Gefährdung ihrer nationalen Eigenart auf das tiefste erregt und sammelten sich seit dem Erlass dieser Verordnungen zu erbittertem Widerstand, dessen Ausdruck die Obstruktion, das heißt die Verhinderung aller Beschlüsse im Wiener Reichsrat war. Die dortigen beispiellosen Auftritte, die Bergewaltigung der Opposition und zuletzt die Aufregung der Wiener Bevölkerung führten den Rücktritt des Grafen Badeni herbei; die Wut der Tschechen über die getäuschten Hoffnungen, und die Greuel in Prag nötigten seinen Nachfolger zur Verkündigung des Ständrechts in der böhmischen Hauptstadt. Eine weitere Folge der Politik des Grafen Badeni ist es, daß das Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn durch die selbständige Verfügung des ungarischen Reichstages über die einstweilige Fortdauer der bisherigen Bedingungen eine bedeutliche Lockerung erfahren muß. So findet also der neue österreichische Ministerpräsident die überaus schwere Aufgabe vor sich, der rapid fortgeschrittenen Zerlegung entgegenzutreten, und man darf gespannt sein, in welcher Weise er sich damit abzufinden vermag.

Paul Gautsch von Frankenthurn steht im siebenundvierzigsten Jahre; er ist ein geborener Wiener, Sohn eines früheren Offiziers, der dann Polizeikommissar wurde. Gautsch erhielt seine Schulbildung in dem berühmten Theresianum, einem Gymnasium,

das besonders von den jungen österreichischen Adligen besucht wird. Das Studium der Rechte absolvierte Gautsch gleichfalls in Wien, wo er 1873 den juristischen Doktorgrad erlangte. Schon im Jahre darauf wurde er als Hilfsarbeiter in das Unterrichtsministerium berufen; 1881 wurde er Direktor des Theresianums, bei dessen Vereinigung mit der orientalischen



Paul Freiherr Gautsch von Frankenthurn.

Akademie wurde er zum Hofrat befördert. Als Direktor des Theresianums fand Gautsch vielfach Gelegenheit, sich in den österreichischen Adelskreisen Sympathien zu verschaffen. Im November 1885, in einem Alter von vierunddreißig Jahren, übernahm er im Ministerium des Grafen Taaffe den Posten des Unterrichtsministers und blieb das bis zum Abgang Taaffes im Jahre 1893, worauf er zum Kurator des Theresianums ernannt wurde. In den Freiherrnstand war er 1889 erhoben worden. Dem Ministerium des Grafen Badeni gehörte er abermals als Unterrichtsminister an, und bewies die Gabe, es mit keiner der

entgegengekehrten Partien zu verderben. Er selbst hat sich öfter als *Altösterreicher* bezeichnet; es würde das bedeuten, daß er die deutschen Grundlagen des Staates zu füllen für nötig erachtet. Dafür könnte auch sprechen, daß er in sein Ministerium nur deutsche Beamte von erprobter Tüchtigkeit aufgenommen hat.

Sh.

## St. Gingolph.

Das Dorf St. Gingolph am Genfersee, dessen herrliche Lage unsere Abbildung dem Beschauer vor Augen führt, besitzt eine Eigentümlichkeit, die in unsern deutschen Vaterlande keine Seltenheit ist. Wir haben heute noch, besonders in Thüringen, Ortschaften genug, die unter verschiedenen Herren stehen — ein Ueberbleibsel aus den Zuständen des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Wo sich das ins heutige Deutsche Reich hinein erhalten hat, ist es eine harmlose Besonderlichkeit ohne sonderlich fühlbare Konsequenzen, da Konflikte zwischen den einzelnen deutschen Bundesstaaten ausgeschlossen sind. St. Gingolph aber ist zwischen zwei sich ganz fremd gegenüberstehenden Staaten geteilt; die eine Hälfte der zusammenhängenden Gemeinde gehört politisch zu Frankreich, die andre zur Schweiz, und zwar zum Kanton Valais. Die mitten durch das Dorf fließende Morge bildet die Grenze. Selbstverständlich besteht zwischen den Dorfbewohnern fast gar kein Unterschied, sie sprechen dieselbe französische Mundart. Alles, was beiden Teilen des Dorfes gemeinsam sein kann, ist das seit länger als dreihundert Jahren. Während in Frankreich der öffentliche Grund und Boden als Staatseigentum erklärt worden ist, ward für St. Gingolph eine Ausnahme gemacht, die in keiner andern französischen Gemeinde zu treffen ist. Die aus dem Mittelalter stammenden Gemeindegewaldungen sind Gemeingut geblieben. Die beiden Gemeinden bilden ebenso eine einzige Kirchgemeinde. Kirche und Friedhof sind auf französischem Gebiet. Jede Nationalität hat ihre eignen Volksschulen. Die Schweizer haben das Recht, ihre Kinder nach Frankreich, das heißt nach französisch St. Gingolph in die Schule zu schicken, und umgekehrt die Franzosen die ibrigen in die Schweiz mit dem Unterschied, daß der Kanton Valais ein bescheidenes Schulgeld einzieht, was man in Frankreich nicht kennt. Der Postdienst ist ebenfalls doppelt.

## Notsignale eines transatlantischen Dampfers.

(Bild S. 317.)

Sturm auf hoher See! Der Wind heult, die schweren Wogen donnern an den Schiffsrümpfen, hochauf springt der weiße Gischt, und Sturzwellen überschwemmen das Deck. Niemand von den Passagieren vermag mehr zu schlafen; das Schiff rollt, so daß es selbst in den engen Kojen ebenso unmöglich ist zu stehen wie zu liegen, man wird beständig von einer Seite zur andern geworfen; es macht den Eindruck, als ob die Kabine sich



Nach einer photographischen Aufnahme von E. Jullien.

St. Gingolph am Genfersee.



Eingestrichen. Nach einem Aquarell von Paul Verthel.

auf den Kopf stellen, ja sich um sich selbst drehen wollte. Angstvoll hält sich jeder fest, wo er etwas zum Fassen findet. Da — ein furchtbarer Stoß dröhnt durch das ganze Schiff, ein schriller Schrei des Entsetzens folgt. Und mit Recht — die Schraubenwelle ist gebrochen, hilflos treibt das Schiff auf den empörten Vogen. Die unteren Kabinen fallen sich schon mit Wasser, das vom Hintersteven einströmt, die Todesangst der Reisenden erreicht den Gipfel. Aber der mutige Kapitän kennt keine lähmende Furcht. Durch das Heulen des Sturmes und das Brüllen des Meeres erklingt sein Kommandoruf, das Feuer unter den Kesseln soll gelöscht, die wasserdichten Türen an den Schotten sollen geschlossen werden. Auf dem Promenadenbeck tanzt über die bewegte Wasseroberfläche dahin — es ist das Rot-signal, das andre entgegenkommende Schiffe zu Hilfe ruft. Und nicht vergebens! Ein großer Dampfer hat die Feuerzeichen in der Ferne bemerkt, die Hilfe ist nahe. Es gelingt dessen wackerer Besatzung, das leide Schiff vor dem drohenden Untergang zu retten, es ins Schleppnetz zu nehmen; und vorüber ist alle Not und Angst der Passagiere, die bald den ersehnten Hafen erreichen werden.

## Die internationale Rhein-Korrektion.

(Wied. S. 301.)

An den Rhein, an den Rhein — zieh nicht an den Rhein...

So hat Karl Simrock der deutschen Jugend einst zugerufen. Zu beruhend ist des Stromes wunderbare Pracht, zu überwältigend die Herrlichkeit seiner Ufer, seiner Städte, seiner Berge und Burgen, zu verlockend die Schönheit der Frauen:

... Da taucht die Rix aus dem Grund —  
Und hast du ihr Vöckeln gesehn,  
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,  
Mein Sohn, so ist es gesehn."

Nicht nur der im Reiche drunten in ruhiger Majestät wallende Rhein, auch der im Schoße der Alpen eingebettete Strom hat seinen Reiz und seinen unvergleichlichen Zauber. Und gleichwohl gab es eine Zeit — sie liegt noch nicht weit hinter uns — da man in bitterem Ernste mit dem Dichter rufen mochte: Zieh nicht an den Rhein! Mit allem Grunde ist gesagt worden, beim St. Gallischen wie beim Liechtensteinschen und Österreichischen Rheinthal habe sich jahrhundertlang an das Wort „Rhein“ der Begriff einer Landplage geknüpft, welche die Bevölkerung von der Wiege bis zum Grabe verfolgte und mit Schrecken erfüllte.

In ganz besonderem Maße galt und gilt letzteres immer noch von der paradiesischen Thalschaft zwischen Ragaz und dem Bodensee. Da liegt das Rheinthal größtenteils höher als die umliegende Thalschale, buchstäblich auf einem eigentlichen Höhenzuge. Bei den Dörfern Buchs und Diepoldsau geht die Hochwasserlinie des Rheines durch die Dächer der Häuser im Thalgrunde; kein Wunder, daß, wenn der Fluß infolge heftiger Regenwillen, hochgehender Regengüsse und starker Schneeschmelze drohnen, an Hochgebirge anzuwölben zum reißenden Strome, der die von Menschenhand errichteten Wahren und Dämme zerbricht und zerbricht als wie Kinderpielzeug, die Fluten das Land nicht nur überflutet, sondern von ihrer Höhe mit entsetzlicher Wucht recht eigentlich ins tiefer liegende Land hinabschütten.

Die hohe Lage der Rheinsohle hat den weiteren Nachteil, daß aus dem Bette unter den Dämmen Wasser durchsickert, in Gestalt mächtiger Quellen (sogenannte Viechen) auf dem Thalgrunde zu Tage tritt und weite Bodenflächen verflumpft. Und noch ein schwerer Uebelstand: Bei Hochständen kann sehr natürlicherweise das Wasser aus den von rechts und links einmündenden, flach liegenden Seitenbächen nicht in den Rhein auslaufen. Es staut sich, und zwar derart, daß das nebenliegende Gebiet überflutet und verflumpft wird. So kann man im Rheinthal manchmal in weiter Entfernung vom Rhein die schönsten Wiesgründe und Obsthäuser in diesem Wasser drin sehen, während man den Rhein gar nicht gewahrt wird und an keine Gefahr denkt.

Dabei erwacht sich die Rheinsohle immer noch. Die aus dem rhyolithischen Gebirgsneze mit jähem Gewalt herausbrechenden kleineren und größeren Wasserläufe führen gewaltige Massen von Geschieb mit sich, das in der Niederung, wenn die Stoßkraft des Elementes erlahmt, liegen bleibt. Die Hochwasser von 1885, 1888 und 1890 verursachten derartige Erhöhungen, daß der Zustand heute, trotz besserer Schutzbauten, gefährlicher ist als 1884.

Die Fläche, welche im Kanton St. Gallen unter dem Hochwasserpiegel liegt, beträgt 12300 Hektare mit einem Ackerfranz. Vor der darauf befindlichen Gebäude von 20 Millionen Franken. Auf dieser bedrohten Fläche befinden sich die Eisenbahn und die Staatsstraße von Rorschach nach Chur, sowie viele Gemeindefürsorge. Das dem Rückfluß durch die Binnengewässerkorrekturen ausgelegte Gebiet beträgt 14 Prozent der Thalschale.

Zieh nicht an den Rhein!

Kein Wunder, wenn schon seit langem an Abhilfe gedacht und an Abhilfe geschäftet wurde. Aber nur zu lange war diese Abhilfe von böser, verderblicher Art. Plan- und systemlos wurde Jahrhundertlang hindurch, von den einzelnen Gemeinden und Korporationen gewirtschaftet, da ein Damm, dort ein Wäher errichtet, alles nur für den eignen Kirchthurm berechnet, ohne Rücksicht auf die Gesamtinteressen. Millionen wurden im Laufe der Zeit verschleudert; die Gefährde wurde größer immer und ärger. Dann kam eine Zeit, in welcher man ein sah, daß es auf diese Weise nicht mehr länger fortgehen dürfte und könne; beidseitig setzte die Staatsgewalt mit einer Fülle von wissenschaftlichen, technischen und finanziellen Hilfsmitteln ein. Auf österreichischem wie auf schweizerischem Gebiete zog man auf einer Linie von vielen Stunden starke, fest geschlossene, nur von den Einflußmündungen der Seitengewässer unterbrochene Steinmauer; höher und wieder höher, sobald eine Katastrophe die Unzulänglichkeit der aufgeführten Bauten vor Augen demonstrierte. Das eine Mal traf die Schweiz, das andre Mal die Oesterreicher das Schicksal; so jagte man sich gegenseitig von einer Höherführung der Wäher zur andern. „Wohin soll diese Methode führen?“ schrieb vor

neun Jahren der bekannte Schriftsteller Robert Vhr in Bregenz sehr zutreffend. „Wird man noch weitere hundert und hundert Jahre die Ströme in Turmeshöhe über die Niederungen hinwegziehen sehen und den Verkehr, statt über Brücken, durch Tunnel unter ihnen hindurch aufrecht erhalten? Das Bild ist nicht gar so sehr übertrieben — man sehe sich nur einmal die Schutzbauten an, die für das einzige Mittel gehalten werden, den Ueberschwemmungen zu wehren.“

Zieh nicht an den Rhein!  
Wiederum kam eine Zeit, da man ein sah, daß es auf diese Weise nicht länger fortgehen dürfte und könne. Hatte seit 1868 wesentlich das schweizerische Ufer unter der jeweiligen Hochwasserlinie gelitten, so kehrte sich zu Ende der achtziger Jahre dieses Verhältnisses um: Anno 1888 und 1890 war es in eminentem Maße das Vorarlberg, welches den vollen Schrecken solcher Naturereignisse zu spüren bekam und damit der Einsicht in die unbedingte Notwendigkeit gründlicherer, wirksamerer Hilfe erschlossen wurde. Die Idee des Durchstiches, von den Technikern schon mehr als hiezig Jahre als die allein richtige erkannt, von den staatlichen Behörden im Prinzip schon lange adoptiert, in langwierigen Unterhandlungen mehr und mehr geklärt und gefördert, kam endlich zu voller Geltung — ein hartnäckiger, passiver Widerstand, den gewisse Teile der österreichischen Thalschaft dem Projekt nur zu lang entgegengezeigt hatten, brach in den Schauern zweier großer, schrecklicher Landesalamitäten endlich in sich selbst zusammen. Man muß jene Tage und jene Zeiten erlebt haben, um sich einen Begriff von der merkwürdigen Wandlung zu machen, die sich mit einem Male in Tausenden und Tausenden rechtsseitiger Rheinbewohner vollzog!

Am 30. Dezember 1892 wurde der Staatsvertrag zwischen der Schweiz und Oesterreich-Ungarn über die Regulierung des Rheines von der Mündung stromaufwärts bis zur Einmündung derselben in den Bodensee von den beidseitigen Bevollmächtigten, dem schweizerischen Gesandten A. O. Nepf und dem Reichskanzler Kalnoky, unterzeichnet. Artikel 1 des Vertrages stipuliert die beiden Regierungen gemeinsam zuzulassende Ausführung folgender Hauptwerke: 1. Des unteren Durchstiches bei Fuhach; 2. der Normalisierung und Flußbetteintiefung in der Zwischenstrecke von der Einmündung des Fuhacher Durchstiches aufwärts bis zur Ausmündung des Diepoldsauer Durchstiches; 3. des oberen Durchstiches bei Diepoldsau und 4. der Regulierung der Flußstrecke von der Einmündung des Diepoldsauer Durchstiches aufwärts bis zur Mündung.

Die hervorragende und wirksamste Maßnahme besteht in der durch die beiden obgenannten Durchstiche bedingten Abführung des Stromlaufes; man weiß heute zuverlässig, daß diese letztere eine namhafte Entlastung der Rheinsohle zur Folge haben wird. Die beiden Durchstiche haben zusammen eine Länge von 11071 Metern. Die Abführung des alten Rheinlaufes wird 9978 Meter betragen; die Breite des neuen Rheinlaufes ist auf 120 Meter zwischen den Wäherlinien und auf 260 Meter zwischen den weiter rückwärts befindlichen Dammkronen festgesetzt. Die Kosten der Ausführung der beiden Durchstiche betragen — die Regulierung der Zwischenstrecke zwischen beiden Durchstichen und die Regulierung der Strecke Mündung — Kriern inbegriffen — 16560000 Franken. Dieselben werden von jedem Staate zur Hälfte übernommen. Die Bauzeit für die Durchführung der gemeinsamen Werke ist in Artikel 4 des Vertrages auf vierzehn Jahre angesetzt und dürfte, sofern nicht unvorhergesehene Störungen dieselbe aufhalten, im Jahre 1909 oder 1910 vollendet sein. Die Instandhaltung des Normalprofils im Flußgerinne von der Mündung bis zum Bodensee nach Vollendung der gemeinsamen Werke ist von den beiden Regierungen gemeinsam und zu gleichen Kosten zu übernehmen.

Jedem einzelnen Staate fällt die Beseitigung des Rückflusses mittels der sogenannten Binnengewässerkorrekturen zu. Vor 1860 existierten schweizerischerseits 31 Einmündungen größerer Bäche, heute sind es noch 11, und nach Vollendung des Kanals Semnwald-St. Margarethen und der Durchstiche werden es noch 3 sein. Der Vorschlag für die noch restierenden Binnenanlässe beziffert sich auf 3920000 Franken; auf den Kanton St. Gallen, welcher seit 1862 für die Rhein-Korrektion insgesamt annähernd 14 Millionen Franken ausgegeben hat, fallen hiervon 1960000 Franken. Bedeutend sind auch die Kosten der österreichischen Binnengewässerkorrektion. Es ist die letztere schon weit vorgeschritten; im Sommer 1898 wird die Dornbirner Aach in den See abgeleitet werden können. Auch die Ausführung der Rheinthalen Binnengewässerkorrektion ist in voller Arbeit begriffen; im Winter 1898/99 wird die Ableitung des sogenannten Japfenbaches erfolgen.

Die den obigen Ausführungen beigegebenen Skizzen erläutern in wirksamer Weise das Verständnis des großen Unternehmens. Wir bemerken noch, daß der Schwimmbagger (Figur 3) wesentlich dazu bestimmt ist, den sogenannten Laufgraben im flutigen Rheinbett zu öffnen; er stammt aus der Schiff- und Maschinenbaugesellschaft in Mannheim. Der Trockenbagger (Figur 6), geliefert von der Deutsch-holländischen Baugesellschaft in Düsseldorf, hebt die Fundamentgrube für die kleineren Leitwerke, Wäher und so weiter aus, und soll 130 Kubikmeter per Stunde liefern. Die Dämme werden aus Lehm errichtet und mit einem Riesmantel versehen; die Wäher und Traverfen bestehen aus Steinen, die 2½ Stunden weit auf einer Rollbahn aus den Dornbirner Brücken hertransportiert werden. Es arbeiten zurzeit etwa 500 Arbeiter am unteren Durchstich; der obere wird erst nach Herstellung des letzteren in Angriff genommen.

An den Rhein, an den Rhein — zieh froh an den Rhein!

Mit der Verwirklichung der Durchstiche, der Vollendung der Binnengewässerkorrekturen und, zu guter Letzt, mit der energischen Förderung der Verbauung und Aufforstung in den Quellgebieten des Stromes ist der Kampf gegen den Rhein aus der bisherigen Periode der Notwehr in diejenige eines harmonischen Zusammenwirkens aller Anstrengungen und damit in die Zeit des endlichen, lang und heißersehnten Sieges über furchtbare elementare Gewalten übergetreten, mit denen die Zersplitterung der Kräfte allzulange vergeblich gerungen hat. Auch in diesem Sinne wird die Rhein-Korrektion ein Kulturwerk ersten Ranges sein, würdig des Scheidenden, würdig des kommenden Jahrhunderts.

G. S.

## Unter der Fremdherrschaft.

Erzählung

von

G. J. J. J.

1

Es jährt sich vieles, doch verfährt es sich nicht!  
(Schiller.)

Erstes Kapitel.

Steigen Sie ab, Herr Doktor, steigen Sie ab! Hinrich soll das Pferd in den Stall bringen. Sie kommen doch wohl einen Augenblick herein und nehmen etwas Warmes zu sich? Der Ostwind bläst höllisch scharf heute."

"Ich möchte eigentlich erst nach meinen Patienten sehen," lautete die Antwort des Ankömmlings. "Wie spät haben wir denn? Ich konnte mir unterwegs nicht einmal die Chenille aufknöpfen, um die Uhr zu ziehen, so steif sind mir die Finger geworden."

"Halb elf — also noch ziemlich früh am Tage. Aber, was ich sagen wollte — daß die alte Dierksen gestorben ist, wissen Sie doch?"

"Nein!" sagte der Arzt mit dem Ausdruck der Ueberraschung; „um die war mir's gerade, daß ich Gile hatte. Nun kann ich freilich einen Augenblick bei Ihnen eintreten, ehe ich die übrigen aufsuche.“ Er übergab dem inzwischen herbeigekommenen Hausknecht die Zügel seines Pferdes und folgte dem voranschreitenden Wirt, der die Thür des Gastzimmers öffnete.

"Machen Sie mir ein Glas Grog, Ehlers, aber einen recht steifen. — Sagen Sie, wann ist es denn mit der alten Dierksen zu Ende gegangen?"

"So um halb drei, Herr Doktor, bei laug Wasser!" — Das ist ja immer so.

Der Arzt wiegte den Kopf. Er wußte, daß es ein ganz vergebliches Beginnen sein würde, dem in diesen Küstengegenden allgemein verbreiteten Glauben, daß das Leben Schwerkranker sich hinziehe bis zur Ebbezeit, um dann zu verlöschen, mit Zweifel und Gegenständen zu begegnen. Abwendend sagte er daher: „Ich hatte wirklich gehofft, daß Sie diesmal noch durchläme.“

"Ach Gott, Herr Doktor, die alte Seele hat sich rein nach dem Kirchhof hingegrämt. Und am Ende — die Ruhe ist ihr zu gönnen! Was hatte sie noch auf der Welt? Ihr Mann tot, ihre Söhne weggeschleppt von den gottverfl. — na, von den Franzosen...! Ich sage, was alles an Leid über solch 'n armes Menschenkind hereinbrechen kann! Aber ich will Ihnen jetzt doch vor allen Dingen Ihren Grog bejahren."

Das Gespräch fand statt in dem kleinen Kirchdorf Blegen,\*) das am linksseitigen Weiserufer auf einer Düne hingelagert ist, und das nach Osten zu die breite Weiermündung überblickt, von Norden her aber die mächtigen, schaumgekrönten Wogen der Nordsee heranrollen sieht. Seit etwas mehr als zwei Jahren — man schrieb gegenwärtig das Jahr 1813 — gehörte Blegen dem glorreichen französischen Kaiserreiche an. Durch einen einzigen Fehderschlag war sein bisheriger Landesherr, der Herzog von Oldenburg, mitten im Frieden seines gesamten Besitztums verlustig erklärt worden. Sein Land war als „Arrondissement Oldenburg“ dem „Departement der Weiermündungen“ einverleibt; er selbst, der für das Wohl seiner Unterthanen so treu besorgte Fürst, hatte seinem Vaterland den Rücken kehren müssen und weilte, besserer Zeiten harrend, an dem verwandten russischen Hof. Wo sonst sein gerechtes und mildes Regiment gewaltet hatte, da lastete jetzt auf dem Rücken des Volkes die eiserne Faust des „Protektors des Rheinbundes“, und wehe jedem, der sich nicht unter dieser Faust beugte. Französische Besatzung hatte das Herzogtum sich bereits seit sieben Jahren schlaffen lassen müssen, und ebenso lange war es von den geklammerten aller Gäste, einem Heer von Zollbeamten überschwemmt. Aber immerhin war doch der Herzog noch in seinem Land anwesend, fühlte sich doch jeder einzelne zunächst noch als oldenburgischer Unterthan — bis ein französischer Präfect das Land für „den größten und besten aller Monarchen, den Kaiser Napoleon“, in Besitz nahm, und Herzog Peter, der Gewalt weichend, das Schloß seiner Väter verließ, um fern von deutscher Erde zu harren, ob ihm eine Wiederkehr beschieden sein werde. Und jetzt, wo die letzte Schranke gefallen war, ließ es die „große Nation“ sich aus allen Kräften angelegen sein, nachzuholen, was etwa versäumt sein mochte. Soldaten und Beamte hausten wie in einem eroberten Land, und das arme Volk ward gedrückt, gequält, ausgezogen bis aufs äußerste. Der Doktor knirschte mit den Zähnen, während er, des bestellten Grog harrend, am Fenster saß und die mannigfachen Szenen des Jammers, der Not, der lauten und stillen Verzweiflung an sich vorüberziehen

\*) Veeg Wasser — niedrig Wasser, Ebbe.

\*\*) Die ungewöhnliche Wortform wird von Sprachforschern auf die ältere Form „Pleccatshem“ zurückgeführt. Die Stätte soll ursprünglich dem Donnergetz geweiht gewesen sein.

ließ, deren Zeuge gerade er in seinem Beruf diese ganzen Jahre hindurch so oft hatte sein müssen. Ein eben solcher Tag wie heute war es gewesen, gerade so hell und kalt hatte die Februarsonne geschienen, als er, vor nunmehr zwei Jahren, bei einem kurzen Aufenthalt in der Landeshauptstadt Oldenburg durch den Präfecten von Rämberg die „Einverleibung des Herzogtums Oldenburg in das französische Kaiserreich“ hatte verkündigen hören. In der Lambertikirche war's, nach beendigtem Gottesdienst. Während des Gebets hatte der Präfect seinen Hut auf dem Kopf behalten. Aber feierlich entblöhte er sein Haupt, als er jetzt zu reden anhub: „Im Namen des Kaisers! Franzosen! — mit diesem schönen Namen begrüße ich euch heute, Bewohner dieser Gegenden, die jüngst noch Oldenburger hießen!“ Und dann hatte er das Blaue vom Himmel herab versprochen: die abscheulichen Heiden würden in lachende Fluren, die grundlosen Wege in treffliche Chaussees verwandelt, die Sümpfe ausgetrocknet, vor allem aber würde das Land von dem „Joch“ des englischen Handels befreit werden, durch den alle Kräfte lahmgelegt worden seien. Von all diesen Segnungen hatte sich keine einzige erfüllt, im Gegenteil, das Land war verarmt, Handel und Wandel lahmgelegt; dagegen aber stand die ganze Küste entlang das verderbliche Schmuggelwesen in nie dagewesener Blüte.

Der Doktor stützte den Kopf in die Hand und schloß die Augen. Aber schon nach einer halben Minute fuhr er wieder in die Höhe. Von der durch den Frost der Nacht gehärteten Dorfstraße her erschallten Fußtritte, und zornig hervorgestohene französische Flüche wurden laut. Zugleich rief der mit einem Glas dampfenden Grog eintretende Wirt im Ton aufrichtigsten Bedauerns aus: „Kiel! nu hefft se em doch trügen! Ochott, de arme Keerl! — Das ist Wenno Bohlken von Fedderwardersiel, Herr Doktor,“ setzte er zur Erläuterung für seinen Gast hinzu. „Ja, der hat bei Nacht und Nebel manche Ladung Waren von Helgoland herübergeschafft und hat immer Glück dabei gehabt. Nun haben ihn die hadermentischen Zollwächter doch attrapiert!“

Ein junger, fester Schiffer ward mit auf den Rücken gebundenen Händen von zwei französischen Zollwächtern vorübergeführt. Einer von diesen suchte seinem Gesängen mit der blanken Klinge vor dem Gesicht herum und schien nicht übel Lust zu haben, sie auf seinem Rücken tanzen zu lassen.

„Wenn he nu doch man still sweeg!“ klagte Onno Ehlers, der Wirt, in seinem heimathlichen Platt. „He kann seinen Mund nicht tönnen (im Zaum halten), un de Keerls hefft jo doch de Gewalt! Wenn sien Unfel, de Gerd Harms, em nich noch eenmal herut ritt (reißt), denn ward mi bange um em! — Herr Doktor, haben sie ihn auf freischer That abgefaßt, dann kann er leicht ein paar Jahre in die Karre kommen.“

„Wohl möglich!“ sagte der Doktor ernst, „aber warum giebt er sich auch mit dem schlimmen Schmuggelgeschäft ab?“

„Warum?“ Onno Ehlers sah seinen Gast mit grenzenlosem Erstaunen an. „Ja, wo (wie) schall man't denn anners maken? Dar is jo gar tien Weg bi hen! Nu kiesen Se blot den Preiskourant van Strohm ut Ollenborg,“ und er nahm ein an einem Nagel hängendes Exemplar der „Wöchentlichen Anzeigen“ und las, mit dem Finger die Zeilen verfolgend: „Martiniquetasse, das Pfund 48 Grote (2 Mark), Hamburger Raffinade, das Pfund einen Thaler Gold, Karoliner Reis, das Pfund 17 Grote Kourant (etwa 70 Pfennige), Reismehl, das Pfund 24 Grote (1 Mark), Korinthen, 4 Pfund 4 Grote, Rosinen 24 und 32 Grote — nun sagen Sie bloß, wer kann das bezahlen? Ist ja nicht menschenmöglich! Wie soll man sich da anders helfen als mit Schmuggeln? — Sehen Sie, da war die alte Diertjen — das einzige, was man ihr zu gute thun konnte, war, daß man ihr zu einer Tasse Kaffee verhalf — wirklichem Kaffee, denn der Roggen- und Bohnenkaffee, mit dem sich die meisten jetzt begnügen müssen, war ihr schredlich. Wie manches Viertelpfund hat ihr meine Frau so im Schummern (Zwielicht) hinübergebracht! Aber glauben Sie, Herr Doktor, daß wir das hätten leisten können, wenn uns selbst der Kaffee so teuer gekommen wäre? Kein Gedanke daran! Man weiß ja ohnehin nicht mehr, wo einem der Kopf steht vor all den Steuern und Abgaben und Kontributionen und Geschichten! Nein, ohne den Schmuggel kämen wir gar nicht durch die Zeit, das glauben Sie mir! Bloß schlimm, wenn einer dabei abgefaßt wird, wie jetzt Wenno Bohlken!“

Der Doktor ward der Antwort überhoben durch den Eintritt zweier Landleute aus der Umgegend, die sich ein Glas „Geet un fööt (das ist heißes, gesüßtes Bier)“ bestellten und sich über Vieh- und Fruchtpreise unterhielten. Er bedauerte auch nicht allzusehr, daß es ihm eripart blieb, seiner Meinung über die tief entsetzliche Wirkung des Schmuggels Ausdruck zu geben. Onno Ehlers würde solche Ansichten gar nicht einmal begriffen, noch viel weniger aber eine an sie geknüpste Mahnung beherzigt haben. So rüstete sich denn der Arzt, seinen Rundgang durch das Dorf anzutreten.

„Wollen Sie schon gehen, Herr Doktor?“ fragte Ehlers, der eben den beiden Neuangekommenen das bestellte Getränk brachte. „Ach, eh' ich's vergesse: aus der Pastorei haben sie geschickt, Sie möchten doch so gut sein, vorzusprechen. Eins von den Kindern wäre nicht ganz wohl.“

Der Doktor erkundigte sich, ob die Sache Eile habe. Das wurde verneint, und so zog er es vor, zunächst seine übrigen Kranken zu besuchen. Etwa eine Stunde später schritt er der südwärts von dem ziemlich steil ansteigenden Kirchhof belegenen Pastorei zu. In ihrem Aeußern unterschied sich die Amtswohnung des Predigers wenig von den umliegenden Bauernhäusern. Wie diese, war sie ziemlich langgestreckt und mit einem Strohdach versehen. Aber vor den hellen Fenstern blühten freundlich Krokus, Hyazinthen und andre Frühlingsblumen, und an die Rückseite des Gebäudes schloß sich ein großer, schöner Garten, der schon jetzt, in dieser frühen Jahreszeit, die sorglich bestellende Hand erkennen ließ.

Der kleine Patient nahm den Besucher nicht lange in Anspruch. Es handelte sich um eine leichte, durchaus ungefährliche Halsentzündung, und die nötigen Anweisungen waren rasch erteilt. Die Pastorin fragte den Arzt, als er aufstand, freundlich, ob er Eile habe. Ihr Mann würde sich sehr freuen, ihn zu sehen. Er schiene allerlei auf dem Herzen zu haben, was er ihm mitzuteilen wünsche. Einen Augenblick zauderte der Doktor. Er hatte eigentlich vorgehabt, sich rasch wieder auf den Heimweg zu machen. Nun aber lockte ihn doch die Aussicht, mit dem ihm seit lange befreundeten Pastor eine Zwiesprache halten zu können, zu sehr, als daß er hätte widerstehen sollen.

„Schön, daß Sie kommen, lieber Freund!“ begrüßte ihn der Geistliche, der, in eine Wolke von Tabaksdampf eingehüllt, an seinem mit Büchern und Papieren aller Art bedeckten Schreibtisch saß. „Ich kann wohl sagen, ich habe ein brennendes Verlangen empfunden, mich einmal gegen Sie auszusprechen zu dürfen.“

„Ich auch!“ sagte der Doktor trüb, indem er in dem ihm angewiesenen altväterischen Lehnstuhl Platz nahm. „Nur leider, leider, daß das, was man miteinander zu besprechen hat, stets gleichermaßen trost- und aussichtslos ist.“

„Sie meinen die Zustände hier im Land, im ganzen deutschen Vaterlande überhaupt? Jawohl, sie sind düster genug, und doch, Doktor, tagt es, glauben Sie mir, tagt es, von Osten, von Rußland her!“

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Napoleon hat große Verluste gehabt durch den strengen russischen Winter — aber was verschlägt ihm das? Unermüdlich sind die Hilfskräfte, die ihm zu Gebote stehen!“

„Große Verluste?“ rief der Prediger. „Vollständig aufgerieben ist die gewaltige Armee! Daß die offiziellen Bulletins nicht die volle Wahrheit berichteten, das freilich wußte oder ahnte man längst. Es durchzuckte ja jedes deutsche Herz, als jenes vielberufene Bulletin — das neunundzwanzigste war's — in so gewundenen und geschraubten Ausdrücken von den Schwierigkeiten sprach, die durch die Unbilden der Witterung der Armee erwachsen seien. Aber wie groß die Niederlage, wie furchtbar das Glend und die Vernichtung gewesen, davon haben wir allesamt doch keine Ahnung gehabt! Lesen Sie einmal diesen Brief hier; ich erhielt ihn von meinem Freund, dem Kaufmann Bekien in Bockhorn, zugesandt. Der Schreiber ist ein Bruder Bekiens, wohnhaft in Wittstock bei Rheinsberg, also dem Schauplatz der Weltbegebenheiten sehr viel näher als wir.“

Der Doktor entfaltete das ihm dargereichte Blatt und las: „Wittstock, den 8. Februar 1813. Lieber Bruder! Von Deiner herzlich warmen Teilnahme an dem Wohl oder Wehe unsers lieben Vaterlandes überzeugt, beileie ich mich, Dich mit einer Nachricht zu erfreuen, welche hier eine allgemeine wohlwollende Sensation gemacht hat. Napoleons große Armee ist in Rußland gänzlich zertrümmert, und schon sind einige Trümmer auf preußischem Gebiet in dem jämmerlichsten Zustand angekommen. Moskau, wo Napoleon seine Winterquartiere zu nehmen gedachte, ist ihm durch die Veranstaltung des russischen Gouverneurs Korschichin vor der Nase in Asche gelegt worden, und er selbst soll bei der Flucht aus dem Kreml Gesicht und Fäße verbrannt haben. Unser General York ist mit dem unter seinem Befehl stehenden Hilfscorps von zwanzigtausend Mann bereits von dem französischen General Macdonald ab- und ins Vaterland zurückgegangen. Alles ist hier, vom Knaben bis zum Greis, in Begeisterung für König und Vaterland, und Vorbereitungen im Einverständnis mit den oberen Behörden zu einem Aufstand in Masse, die entehrende Fessel zu brechen und die erduldete Schmach zu rächen, sind an der Tagesordnung. Bürgergarden, Landwehr und Landsturm werden schon ganz geräuschlos organisiert und für lehtere Piken und Säbel geschmiedet.“

Die beiden Männer sahen einander an. „Das ist

\*) Der Brief ist authentisch.

allerdings eine hochwichtige, bedeutungsschwere Nachricht!“ kam es von des Doktors Lippen.

„Nicht wahr?“ entgegnete der Geistliche, und seine Augen leuchteten. „Bekien schreibt mir dazu, als er den Brief in seinem Klub vorgelesen, sei heller Jubel ausgebrochen, und man habe unsern geliebten Fürstenhaus ein brausendes Lebehoch gebracht.“

„Um Gottes willen!“ rief der Doktor aus, „nur keine Ueberstürzung! So weit sind wir noch nicht! Napoleons Macht hat, wie wir ja nur zu gern glauben wollen, einen Stoß erlitten, aber bis sie gebrochen, bis unser Vaterland von seiner Zuchttrute befreit ist, haben wir noch weit, weit!“

„Vielleicht ist das Ziel doch nicht mehr so fern, als wir denken!“ beharrte der Prediger. „Und unbeschreiblich wohlthuend berührt es auf alle Fälle, wenn einmal das unter der Asche glimmende Feuer des Patriotismus zu heller, lichter Flamme aufschlägt, gegenüber der amtlichen Lüge, der Verstellung, der Heuchelei, die nun, ach, so lange schon unser Volksleben vergiftet. Nicht genug, daß die Gewalthaber der Wahrheit ins Gesicht schlagen und die Thatfachen schände entstellen — auch die Unterdrückten werden durch die Macht der Umstände zu so schändlichem Spiel gezwungen. Haben Sie schon die neueste Nummer des „Journal der Wesermündungen“ gelesen?“

Der Doktor verneinte. „Da nehmen Sie! Der Erguß geht freilich aus einer andern Tonart!“

Es war eine Adresse des Munizipalrats der Stadt Oldenburg an den Kaiser, folgenden Wortlauts: „Sire! Die Kunde von dem Verlust, welchen die üble Witterung unsrer Armee zugefügt hat, und die Nachricht von der Verrätherie eines verbündeten Generals sind von Ihren Unterthanen der Kommune Oldenburg mit den Gefinnungen aufgenommen worden, welche edeln französischen Herzen zustehen. Unwille brach bei der Erzählung von der schändlichen Treulosigkeit des Generals York auf allen Seiten aus.“

Der Doktor stampfte mit dem Fuß auf, als er so weit im Lesen gekommen war, und schüttelte beide geballte Fäuste vor sich hin. „Kann es etwas Erbärmlicheres, Gefinnungsloseres geben als solch eine Speichelleierei und Kriecherei?“

Der Prediger seufzte tief auf. „Das ist es ja gerade, was ich unter dem Vergift der Volksseele, des Volksgewissens verstehe. Doch lesen Sie zu Ende.“

„Um einen Augenblick den Lauf Ihrer Siege zu hemmen, mußten sich die Elemente selbst für Ihre Feinde, gegen Ihre unüberwindlichen Legionen erklären. Aber diese traurige Vereinigung eines rauhen Volkes mit einem noch rauheren Klima kann nur vorübergehend sein; einige Tage reichen hin, um sie zu trennen, da das Genie Eurer Majestät, der Mut und die Ergebenheit eines unermüdlichen Reichs, welches uner-schöpflich an Hilfsquellen ist, einen Bund, der ewig dauern wird, errichtet haben. Als die Bewohner der äußersten Grenzen Ihrer Staaten, Sire, konnten wir den Ausdruck unsrer Ergebenheit nicht eher zu den Füßen Ihres Thrones niederlegen; wie viel hat dieser Aufschub nicht der Ungeduld unsrer Liebe gekostet! Wie sehr haben wir nicht bedauert, daß unsre Entfernung uns abhielt, Ihnen als die ersten von allen Ihren Unterthanen die Beweise unsrer Treue darzubringen! Wir bitten Eure Majestät, das Anerbieten von fünf montierten und equipierten Kavalleristen, die bereit sind, in Ihre Dienste zu treten, zu genehmigen. Wir sind mit dem tiefsten Respekt, Sire,

Eurer Majestät unterthänigste, gehorsamste und treue Unterthanen . . .“

„Pfui!“ rief der Doktor, das Blatt, als habe er etwas Unreines berührt, auf den Tisch schleudernd. „Gebrandmarkt für alle Zeiten erschiene mir mein ehrlicher Name, sollte er unter solch einer Rundgebung Platz finden!“

Der Geistliche legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. „Urteilen wir nicht zu streng und zu hart, lieber Freund! Jeder einzelne von den Unterzeichneten ist, wie wir allen Grund haben anzunehmen, ein Ehrenmann und guter Patriot. Aber was hat diese Zwingherrschafft, was hat dies ganze System aus uns gemacht! Weinen möchte man, daß deutsche Männer solch eine entwürdigende Sprache führen müssen — müssen, weil sie andernfalls mit allem, was sie sind und haben, verloren wären und mit ihnen das Gemeinwesen, dem sie dienen. Glauben wir nur nicht, daß es vorzugsweise hier bei uns so schlimm bestellt wäre mit solchen servilen Rundgebungen. Im ganzen Vaterland, soweit Napoleons Gewalt reicht, werden sie von den Behörden gefordert und — geleistet. Aber — die Gestalt des Sprechers richtete sich höher auf und seine Stimme nahm einen begeisterten Klang an — „seit ich von dem Gottesgericht in Rußland erfahren, ist es mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß die Stunde nicht fern ist, da es heißt: Wenn du das Verstören vollendet hast, so wirft du auch verstöret werden; wenn du des Verachtens ein Ende gemacht hast, so wird man dich wieder verachten!“

## Illustrierte Inserate.

Originalzeichnungen von Joh. Wahr.



Ein junger Schriftsteller, bisher im höheren Journalistenfache thätig, sucht dringend eine Veränderung seiner Situation.



Dankschreiben: Mit Ihren Verdauungspillen habe ich bei meinen Kindern große Erfolge erzielt!



Empfehle: Primo Stachelbraut. — Niemand, der mit dieser vorzüglichen Ware einen Versuch gemacht hat, wird sich je wieder davon trennen.



Eine gelehrte Person in besten Jahren wünscht sich zu verheiraten.



Ein regelmäßiger Abnehmer sucht mit einer leistungsfähigen Branntweinbrennerei in Verbindung zu treten.



Ein tüchtiger Kassierer wird gesucht. (Wo? fragt die Expedition dieses Blattes.)



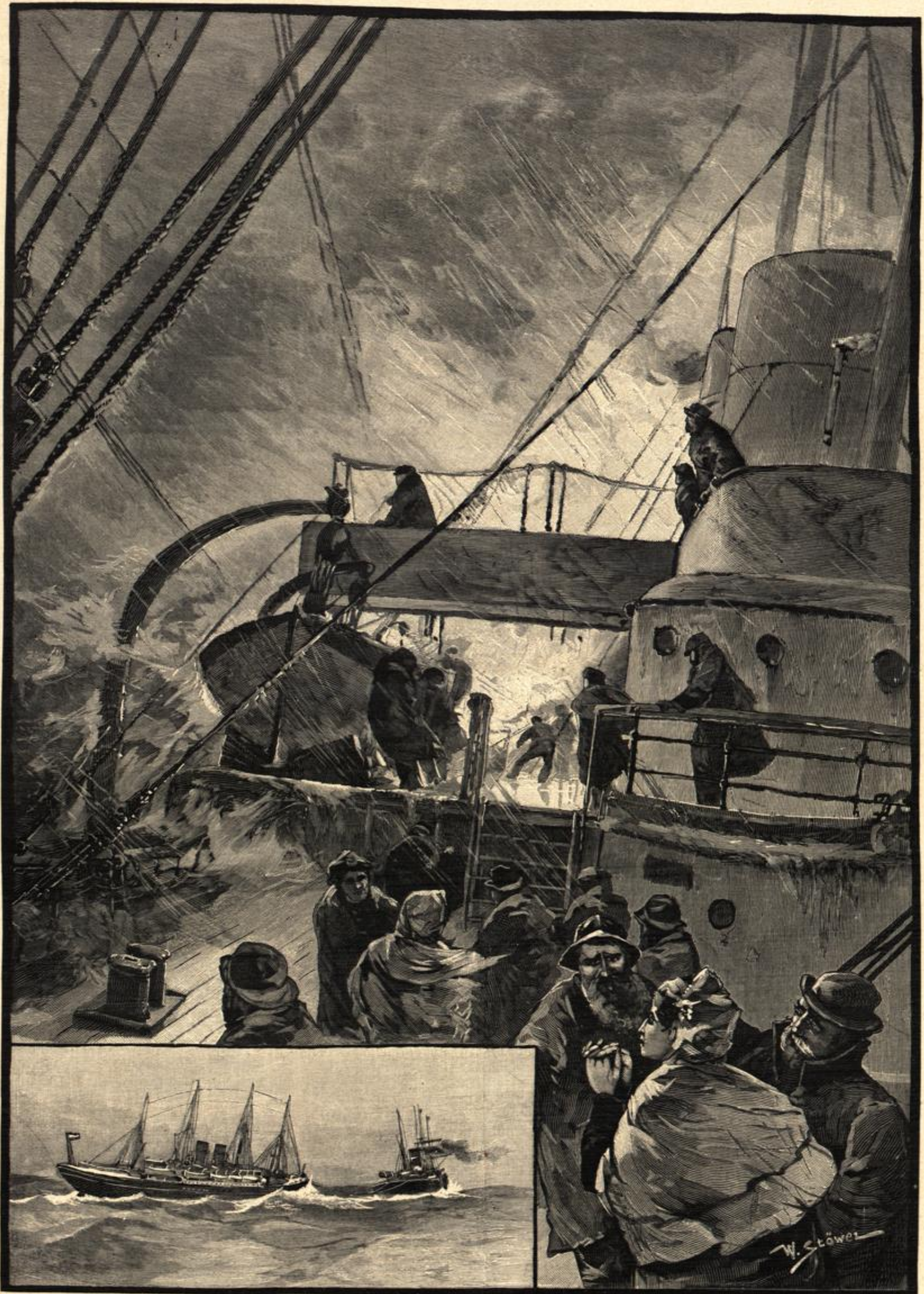
Ein freibauer junger Mann sucht eine feste Stellung, wo möglich auf dem Lande.



Eine leerstehende Wohnung ist sogleich wieder zu beziehen.



Einem verehrlichen Publikum teile ergebenst mit, daß ich mit einem großen Transport junger Gänse hier eingetroffen bin.  
Witwe Rudelmeyer.



Im Schlepptau.

Notsignale eines transatlantischen Dampfers. Originalzeichnung von W. Stöwer.

„Amen! Hoffen wir es!“ sagte der Arzt, dem Freunde bewegt die Hand reichend.

### Zweites Kapitel.

Woher eigentlich die Kunde gekommen, daß es mit der Sache der Franzosen bedenklich stehe — man wußte es nicht. Der Arzt und der Prediger waren übereingekommen, daß man den erhaltenen Nachrichten vorläufig noch keine weitere Verbreitung geben wolle, damit nicht etwa unbedachte Freudenäußerungen und unkluge Demonstrationen hervorgerufen würden. Aber urplötzlich tauchte die Kunde auf — hier, dort, an zehn Orten zugleich, zündend und weiterglühend wie die Funken eines Flugfeuers, die der Wind über das Land streut. Eines Morgens trug Schnedermann, der Barbier, seinen Kunden von Haus zu Haus die wichtige Nachricht zu, die Russen seien in Hamburg eingerückt, einige zwanzigtausend Mann stark. Die Franzosen hätten nämlich vergessen gehabt, Mecklenburg zu besetzen. Das hätten die Kosaken sich zunutze gemacht, wären an ihnen „vorbeigewischt“ und hätten nun Hamburg überrumpelt, so daß die dortige Besatzung sich nur mit genauer Not bei Nacht und Nebel über die Elbe hätte retten können.

„Wahr schallt's wohl sein!“ meinte die Frau des Schuhmachermeisters Bedchusen, welche die Kunde von ihrer Nachbarin erhalten hatte. „Schnedermann ist ja'n Berliner und kennt das ganz genau, wo de Wege dar lopt in Mecklenburg. Wenn jemand dat den Russen nu wißt hett, wo he marschieren muß, denn is dat ganz goot möglich, dat de Ruß den Franzosen vorbeikamen is un dat he em nu Hamburg afswinnen (abgewonnen) hett!“

„Ja weet nich,“ meinte kopfschüttelnd ihr Eheherr, indem er die Ahle, die er einen Augenblick hatte sinken lassen, wieder zur Hand nahm und von neuem Löcher in das Leder bohrt, „dat kummt mi' doch 'n böten sonnerbar vör. Wenn dat man nicht 'n Uhl säten hett!“

Die Frau aber blieb bei ihrem Glauben. Der „Douan“, der heute morgen am Hause vorübergegangen sei, habe auch so von der Seite „gegluppt“ (gesehen: mit argwöhnischen, misstrauischen Blicken um sich sehen), als wenn er sich nicht recht geheuer fühle.

„Ja, glupen deit (thut) dat Kapalljepad (Lumpenpad) genog!“ sagte der alte Meister, und ein Ausdruck von Haß und Verachtung flog über seine ehrlichen Züge; „aberst blot da r u a (danach) kiekt se, wo se 'n annern armen Minschen in't Unglück bringen lāht; ut Verlegenheit un Unfäkerheit schūht (schießen) de nich bito (vorbei)!“

„Dar kummt Hinrich!“ rief die Frau, auf die Dorfstraße hinausblinzelnd, „de kann us gewiß genau vertellen, wo't steit!“

Hinrich war der Sohn des Ehepaares, ein strammer Mensch von fünfundsiebzig Jahren, hochblond, mit wasserblauen, etwas hervortretenden Augen und dem Ausdruck großer Gutmütigkeit und Einfalt in dem breiten, freundlichen Gesicht. Er trug die Uniform der „garde-côtes“ oder Küstenlanoniere, denn bei Verhängung der Kontinentalperre hatten die Franzosen bei Wlken hart am Weserufer, etwa eine Viertelstunde vom Dorf entfernt, eine Strandbatterie errichtet, um den Zolldienst in seiner ganzen Strenge zu handhaben, und vor allem, um englischen Schiffen das Einlaufen in die Weser unmöglich zu machen. Drüben am rechten Ufer dienten die Erdwälle der ehemaligen schwedischen Feste Karlsburg dem gleichen Zweck. Die ganze Bevölkerung der Unterwesergegenden hatte sich mit harten Hände, Fron- und Spanndiensten an der Errichtung dieser Strandwerke beteiligen müssen. Zu ihrer Besatzung waren die waffenfähigen jungen Leute des Küstenstriches — soweit solche nicht schon dem Rufe zur großen Armee hatten folgen müssen — ausgehoben worden.

„Na, Hinrich, wat giffst et Rees (Neues)?“ rief die Mutter dem Sohn erwartungsvoll entgegen, noch ehe dieser die Stubenthür wieder geschlossen hatte.

„Rees? Rix! Wat schull't denn Rees geben?“ lautete des Eintretenden einigermaßen erstaunte, aber doch sehr ruhige Gegenfrage.

Der alte Schuster erklärte seinem Sohn, die Mutter habe gehört, „der Russe“ sei in Hamburg; er für sein Teil könne sich das aber nicht denken.

„Kann id mi' oof nich denken!“ meinte Hinrich phlegmatisch; „uise Kappal Gylers is erst güstern na Bremerleß henāwer wāsen; dar hefft se aberst noch van nix wußt.“ Nach einer Weile jedoch, während welcher er in seiner gewöhnlichen, etwas vornübergebeugten Haltung, die Hände zwischen den Knien, dagehockt hatte, schien ihm ein Gedanke zu kommen. „Passiert mutt'r aberst doch woff wat sien!“ erklärte er plötzlich, „de Keerls, de Douanen, lepen so väl herum: denn na' ähr Bureau, denn na' den Maire, denn na' de Batterie, un noch väl häsebfäger (zer-

fahrener) sünd se as sonst, un snacken do't se — dar is dat Enn' van weg.“

„Denn erkunnige di' doch mal!“ sagte der Vater etwas ungeduldig, „man will doch gern wāten (wissen), woran man is. Slimmer as nu kann't jo woff kuum meerden — un möglich weer't jo doch, dat use Herrgott oof mal bātere Tiden wedder kamen leet.“

„Ja, dat meen' id oof!“ stimmte die Mutter eifrig bei; „Erkunnigen kann nich schaden. Dar kummt dien' Schwester,“ wendete sie sich ihrem Manne zu, „vellicht weet de wat.“

„Nā, Stine, nā!“ wehrte er ab, „Margrete nich — frag de nich na' all disse Saken. Du weest jo woff, wo swar (schwer) de dreggt (trägt) an dat, wat äwer ehr kamen is.“

Die Eintretende war eine Frau, die den Siebzigern nicht mehr fern sein mochte, in deren Angesicht aber mehr noch als die Jahre das Schicksal seine tiefen Furchen gezogen hatte. Der Meister hatte wohl recht mit seinem Ausspruch, daß sie schwer trage an dem, was ihr auferlegt worden. Ihren Mann, der eine kleine Häuslingsstelle besaß, hatten die Franzosen bei eifrigstem Winterwetter mit seinem Gespann zu einem Munitionstransport nach dem Jeverlande aufgegeben. Gegen Abend war Schneegestöber eingetreten, und er hatte erklärt, die Pferde könnten nicht weiter, aber durch Schläge mit der flachen Klinge hatte man ihn gezwungen, die erschöpften Tiere so lange anzutreiben, bis eins von ihnen gestürzt war. Da war die Begleitmannschaft fluchend von dannen geritten, ihn allein in öder, menschenleerer Gegend zurücklassend. Er hatte sich die halbe Nacht hindurch mit dem armen sterbenden Tier abgemüht, hatte dann, nachdem es verendet war, das andre Pferd bestiegen, und halb erstarrt von der grimmigen Kälte, das nächste, stundenweit entfernte Haus aufgesucht. Am andern Tag war er heimgekommen, den Tod auf dem Gesicht, hatte sein Lager aufgeschucht und war nicht wieder aufgestanden. Seine Frau war zuerst wie betäubt gewesen von diesem Schlag, aber sie hatte ihn doch getragen, war nicht zusammengebrochen unter seiner Wucht. Auch daß sie ihren bescheidenen Wohlstand mußte zerrinnen sehen, daß ihre kleine „Landstelle“ unter den Hammer kam, preßte ihr selten nur ein Wort der Klage ab. Das Schicksal der Verarmung teilte sie in diesen schlimmen Zeitläufen mit zu vielen, als daß sie sich berechtigt gefühlt hätte, für sich eine Ausnahme zu verlangen. Wer konnte, seit die Fremden im Land registrierten, überhaupt irgend etwas mit Sicherheit sein eigen nennen? Da aber traf sie, einem Wetterstrahl gleich, ein Geschick, das längere Zeit hindurch ihren Verstand zu umnachten drohte. Der ältere ihrer beiden Söhne, dessen Gesundheit von jeher zart gewesen und der eines Leibesgeschadens wegen von der Konstriktion befreit geblieben war, ward eines Tages — es war im Sommer des vorigen Jahres gewesen — zur Kontrollversammlung entboten, von einem Militärarzt untersucht und für diensttauglich erklärt. Kein Bitten und Protestieren, kein Hinweis auf sein Körpergebrechen half — weil eben die klingenden Mittel fehlten, diese Gegenstände zu unterstützen, wie sie es in hundert und aber hundert Fällen mit nie veragendem Erfolg gethan hatten. Der schwächliche Mensch ward eingekleidet und befand sich schon einige Wochen später auf dem Marsch zur „großen Armee“. Einmal, von Berlin aus, hatte er einige Zeilen an seine Mutter geschrieben: es gehe ihm gut, und sie möge seinetwegen ohne Sorgen sein. Das war das letzte gewesen, was sie von ihm gehört. Zu Anfang Winters war dann ein Brief von einem seiner Kameraden, einem Schulfreunde von ihm, im Dorfe eingetroffen mit der Nachricht, mit dem armen Hermann Willers, der ja ohnehin nur „in den Knochen gehangen“ habe, sei es gekommen, wie vorauszu sehen gewesen. Auf dem Marsche nach Moskau sei er als „Maroder“ am Wege liegen geblieben und es frage sich nur, ob die Banze eines Kosaken oder ob Hunger und Kälte ihm den letzten Rest gegeben.

Seitdem hatte ein tiefer, ingrimmiger Haß gegen alles, was den Namen Franzose trug, sich bei der alten Frau festgesetzt. Worte zwar verließ sie selten dem, was unaufhörlich in ihrem Innern nagte. Brach sich aber einmal die verhaltene Empfindung Bahn, so geschah es mit solcher Wucht, mit so elementarer Kraft, daß ihre Umgebung sich eines schier unheimlichen Eindrucks nicht erwehren konnte. Ihr Bruder, der wätere Meister Bedchusen, beugte gern jeder Gelegenheit vor, der Ärmsten ihr Unglück vor Augen zu führen. So viel wie irgend möglich suchte er in ihrer Gegenwart das Gespräch auf unverfängliche Dinge zu lenken, vor allem aber vermied er es, der Landesplage, der Franzosen, Erwähnung zu thun.

Heute jedoch war ganz unvermuteterweise sie selbst es, die von ihnen zu sprechen anhub. „Dar mutt' irgend wat vōrfallen sien,“ sagte sie nach den ersten Begrüßungsworten mit vor Erregung zitternder Stimme. „All de Grōnen (das ist: die Douanen) find in Uprohr.“ „Säh!“ rief, über seinen eignen Echarssinn erschreckt, Hinrich aus, „heff id oof all markt!“

„De Innehmer — Reßewōhr nennt se em jo woff? — hett Befehl krāgen, siā gliet uptomaken na Ollenborg,“ erzählte Frau Margarete Gylers weiter. „Se weer güstern abend lange Tied bi den Maire Meendßen, un vernacht (diese Nacht) sünd all de Waren, de noch in sien Bureau weeren, na Meendßens Hus brocht wurden. Vermorgen vōr Dau un Dage (vor Tau und Tag) sünd de Innehmer un dree oder veer annere Douanen na Ollenborg afreist. De paar, de noch hier blāden sünd, schālt (sollen) mit Macht darbi wāsen, ähr' Saken to packen. Wat in alle Welt hett dat to bedüden?“

Ja, was hatte das zu bedeuten? Vier Augenpaare blickten überkreuz einander an — zwei in ziemlich öder Verwunderung, zwei in ahnendem Verständnis.

„Ja will doch man maken, dat id wedder na' de Batterie hinutkam,“ meinte Hinrich, „de Kummendant fudert up eenen los as nix Godes, wenn man to lange utbliff (ausbleibt), un id heff versprochen, noch'n Ogenblik in de Pastoree vōrtokiesen.“ In der Pastorei nämlich diente seine Braut, mit der er im Frühjahr Hochzeit zu machen gedachte. „Wenn id wat Besonners hör, will id't di seggen laten vōr Klaus, Tante,“ sehte er, zu Frau Margarete gewandt, hinzu. „Se schull Wien henutbringen vōr Ehlers; na ‚Düwāng‘ schreet jo de Keerls den ganzen Dag.“

Klaus war der Sohn der Frau Willers und stand als Gesell bei dem Schmied des Dorfes in Arbeit. In seinen Freistunden übernahm er wohl auch Gänge und Besorgungen für den Gastwirt Ehlers, der sein Pate war. Hinrichs Mutter griff eifrigst diese letzte Verabredung auf und erklärte, sie werde jedenfalls am Abend noch einmal herüberkommen zur Schwägerin, um zu hören, ob diese vielleicht Näheres erfahren habe.

Ziemlich enttäuscht kam sie jedoch einige Stunden danach wieder heim. Die Schwägerin wisse nichts, und überhaupt keiner im Dorf, wenigstens nichts Rechtes. Der eine habe dies gehört, der andre das gerade Gegenteil; es sei unmöglich, da hindurchzufinden.

„Na, denn beruhig di!“ meinte ihr Mann, der sein Schurzfell abgethan hatte und eben die leere Tabakstüte betrachtete, in der auch nicht ein kleiner Rest zu einem Abendpfischen mehr vorhanden war, „beruhig di — du bruckst jo nich vōr dat Ganze uptokamen!“

„Ochott, id wull, id weer darto sett!“ entgegnete sie mit einem tiefen Seufzer, „denn harr'n wi in'n Handumdreien usen olen goden Herrzog Peter wedder in'n Lanne, un du, Batter, bruckst nich in de leere Tabakstüte to kieken. Schall id di nich eben sīnt noch'n Päckchen halen van Koopmann Swart?“

„Nā, Mutter, nā!“ wehrte er aber voll Entschiedenheit ab. „De Tabak is uptunnen (zur Stunde) to düür (teuer), dat mutt man siā vergaan laten. Un dat is denn jo oof noch dat wenigste — wenn dat anmer man all bāter weer, denn schull mi dat nich grāmen!“

(Fortsetzung folgt.)

### Die beiden Alten.

Wir gingen hin, wir gingen heim,  
Links ich und rechts gingst du,  
Wir standen vor dem Sägebock,  
Und furr! wir sagten zu!

Johann, das hat geschnitten,  
Wie sauber war der Strich!  
Wer hat's nur halb so gut gemacht  
Im Dorf wie du und ich!

Der Kittel war am Arm gestickt,  
Und grob war Hemd und Schuh,  
Es drang uns oft der Schweiß durchs Hemd,  
Doch furr! wir sagten zu!  
Wir sprachen nicht, wir sangen nicht,  
Und kam die Stund' heran:  
Mit einem Messer schnitten wir  
Das Vesperbrot, Johann.

Das Brot war bald geschnitten,  
Der Tröster kam zuletzt,  
Herrgott, der lange Flaschenhals —  
Wo liegt der Scherben jetzt?  
Die Kehle war uns trocken,  
Die Kehle ward uns naß,  
Wir hatten eine Flasche nur,  
So brachten wir kein Glas.

Und war der Sonntag kommen,  
Zum Krugge du und ich,  
Geschniegelt und gescheitelt —  
Wie sauber war der Strich!  
Der lahme Geiger geigte,  
Die Schönste stieß uns an,  
Ich denk' an manche Vollmondnacht —  
Wie liegt das fern, Johann!

Nun hast du Weib und Wiese  
Und eine Kuh am Pflod,  
Doch geht es war ein ander Ding,  
So jung am Sägebock!  
Ich hör's noch schneiden, schneiden,  
Grad heut auf Schritt und Tritt,  
Und wenn dir's auch so geht, Johann,  
So komm und triff eins mit!

Carl Busse.

\*) Sprachwörtliche Redensart mit der Bedeutung, daß eine Sache völlig grundlos ist.

### Amüsante Wissenschaft.

**Fingergymnastik.** Anstatt auf höfliche Manier die Daumen um einander zu drehen, wenn man nichts zu thun hat, könnte man Fingergymnastik treiben. Vielleicht ist auch sie zu irgend einem Zwecke dienlich. Wir wollen uns daher heute mit dieser Art Gymnastik etwas beschäftigen.

Die erste Stellung (Abbildung 1) besteht darin, daß du die beiden Hände zusammenlegst, dabei aber die Rücken der eingebogenen Mittelfinger fest an einander drückst. Es handelt sich nun darum, die Daumen und die drei Fingerpaare aus einander zu spreizen. Bei den Daumen, den Zeigefingern und den kleinen Fingern ist dies eine Kleinigkeit, kommen aber die Ringfinger an die Reihe, so hat die Kunst ihr Ende erreicht; sie aus ein-



Fingergymnastik.

ander zu spreizen, ist eine Unmöglichkeit, die auch kaum durch die ausdauerndste Übung zu überwinden wäre.

Die Übung Nummer 2 ist nicht so leicht auszuführen, als man glauben möchte. Manche bringen sie gleich das erste Mal fertig, andere aber gelangen dazu erst nach längerer Übung und Anstrengung.

Dasselbe ist der Fall bei Nummer 3, wobei es Bedingung ist, daß die beiden hinteren Glieder des Zeigefingers auch nicht die geringste Biegung zeigen. Wahrscheinlich ist diese Übung aber noch schwieriger auszuführen als Nummer 2.

Keine Kleinigkeit ist auch Nummer 4, wobei es Bedingung ist, daß die drei Hauptfinger gerade ausgestreckt bleiben.

### Neue Bücher und Schriften.

„Hoffmanns Haushaltungsbuch für das Jahr 1898.“ Stuttgart, Julius Hoffmann. (16. Jahrgang.) 648. Seiten. M. 2.—. In jedem Haushalt kommen täglich vielerlei Ausgaben vor, die im Laufe der Wochen und Monate zu erheblichen Summen anwachsen; nur wenn darüber genaue Aufzeichnungen gemacht werden, kann die Haushaltung richtig und zweckmäßig zu verwalten werden, und wo Ersparnisse notwendig sind, möglichst finden. Hoffmanns Haushaltungsbuch ermöglicht diese Überwachung dadurch, daß es für die täglichen Ausgaben 16 Rubriken bietet, deren jede für sich summiert werden kann. Rubrikaleiter, Wochentabelle, Raum für Adressen und Notizen, Ratssätze für die Einrichtung der Schlafsimmern, sowie andere nützlichen Aufhänge und ein Notizkalender für 1898 ergänzen das seinem Zweck durchaus entsprechende, billige Buch.

„Rechtstag, Gekauft.“ 2. Auflage. 15. und 16. Band. Politische Aufsätze. — Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst. — Diese Aufsätze wurden bereits in den Jahren 1848 bis 1874 geschrieben und geben interessante Nachrichten über die fünfzigjährige Geschichte der deutschen Nation an den politischen und literarischen Zeitfragen jener inbeständigen Periode.

„Swanzig Jahre später.“ Von Alexander Dumas. Aus dem Französischen. Verlag von Otto Henckell in Halle a. S. Preis geb. M. 3.—. — Der „Die drei Musketiere“ von Dumas kennt — eine prächtige illustrierte Ausgabe dieses berühmten Romans ist in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart (Preis M. 16.—) erschienen — möge nicht veräußern, den oben genannten Roman, der die Fortsetzung der „Musketiere“ bildet, zu lesen. Die vorliegende, gut überarbeitete und hübsch ausgestattete billige deutsche Ausgabe ist für jeden Lesenden wertvoll und empfehlenswert. Ebenso reich an packenden Situationen und ergreifenden Schilderungen wie „Die drei Musketiere“ liefert auch dieser zweite Teil durch meisterliche Behandlung des Dialogs und seine Ausarbeitung der Charaktere den Leser in hohem Grade.

„Kriegs- und Feld-„Der Letzte des Regiments Gendarmes.“ Erzählung aus dem Jahr 1898. Berlin, Verlag von Ewald Treubner, 1898. — Der Zusammenbruch des Heeres und der Monarchie Friedrichs des Großen durch die Schlacht bei Jena, das herrliche Auftreten des gekrönten Emporkömmlings Napoleon bildet den Hintergrund, die Verewigung eines preussischen Offiziers aus der französischen Gefangenenschaft, in die er als ansehender Epion geraten ist, ist der Hauptinhalt der Erzählung, die das Interesse des Lesers bis zum Schluss mächtig fesseln wird.

„Söhne, Karl.“ „Muskantengeschichten.“ Mit Titelbild von J. B. Lissarz. Verlag bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig, 1898. — Ein anziehendes Buchlein mit Geschichten voll aus dem Leben gegriffen, wie die Pflege der Kunst den ganzen Menschen ergreifen und umgelenken kann. Ein echter Musikant hat's geschrieben, ein Mann, der tief über die Kunst der Töne nachgedacht und gegrübelt hat, der aber auch die Menschen kennt und liebt, wie sie dort in der Welt der Töne leben. Da wäre es wahrlich schade, dem Leser eine farblose Inhaltsangabe vorzuführen, wir können ihm nur sagen, lies selbst, du wirst deine Freude daran haben.

Von den längst als vorzüglich bekannten Lehrbüchern zur Erlernung der modernen Sprachen nach der Methode Gaspar-Otto-Sauer, die im Verlag von Julius Groos in Heidelberg erschienen, liegen uns vier Neuauflagen vor. Die französische Konversationsgrammatik zum Schul- und Privatunterricht von Dr. Emil Otto, neu bearbeitet von H. Kunge, ist in 25. Auflage erschienen. Die italienische Konversationsgrammatik von Marquard Sauer, neu bearbeitet von Cattaneo, hat die 10. Auflage erreicht, ein harter Beweis für ihre praktische Anlage. Wir können sie auf Grund eignen Gebrauchs ganz besonders empfehlen, die in weiteren Jahren mit dem Studium des Italienischen anfangen und rasch zum mündlichen Gebrauch vorbringen wollen. Derselben Vorzüge hat auch die russische Konversationsgrammatik zum Schul- und Selbstunterricht von Paul Fuchs, die in 3. Auflage von Adolf Nage bearbeitet ist. Die Bedeutung der russischen Sprache für Deutsche ist unverkennbar in der Zunahme der russischen Bevölkerung und der russischen Konversationsgrammatik von Karl Wied. Nach der längst erprobten Methode bearbeitet, wird sie sich gleichfalls bald ihren Boden erobern.

### Humoristische Blätter.

Ein neuer Kalender. Erster Student: „Du, der wievielte ist denn heute?“ — Zweiter Student (in seinen Geldbeutel blickend): „Heute ist ungefähr der zwanzigste.“ — Erster Student: „Wozu schaust du denn da in deine Geldbörse?“ — Zweiter Student: „Ja, das ist mein Kalender. Mein Geldbeutel hat nämlich zwei Taschen. Vom ersten bis zehnten ist rechts Gold und links Silber; vom zehnten bis zwanzigsten ist rechts Silber und links nichts, und vom zwanzigsten an ist rechts nichts und links erst recht nichts.“

Jedem das Seine. In einer Berliner Gesellschaft entspann sich einmal ein Streit über die antike und moderne Schönheit. Eine bekannte Salonberühmtheit machte der Erörterung ein rasches Ende, indem sie ausrief: „Die Alten waren schöner, wir sind hübscher!“

Sicheres Erkennungszeichen. Die kleine Puppe hat ihre zerbrochene Puppe zur „Puppenspielerin“ getragen, um dieselbe ausbessern zu lassen. Als sie zur festgesetzten Zeit erscheint, ist die Puppe trotz allen Suchens nicht zu finden. „Es ist mir unbegreiflich“, sagt die Puppenbesitzerin, „ich habe sie doch mit einer Nummer versehen.“ — „Sie hieß Franziska“, wieft Puppenspielerin schallend ein, „vielleicht erkennen Sie sie daran wieder!“

Maier macht es möglich. Lehrer: „Können Zahlwörter gesteigert werden?“ — Maier: „Ja!“ — Lehrer: „So? Wie denn zum Beispiel?“ — Maier: „Zwanzig — Zwanziger — am Zwanzigsten.“

Aus einer lässlichen Zeitung. Unserm Freunde Emil zu seiner endlich erfolgten Verlobung ein herzliches Glückwünsche!

Teilnehmend. Magd: „Eine höfliche Empfehlung von meiner gnädigen Frau und sie läßt sich nach dem Befinden des Herrn Vaters erkundigen.“ — Frau: „O, meinem armen Mann geht's recht schlecht — es kann jeden Augenblick aus sein.“ — Magd: „Soll ich vielleicht noch ein wenig warten?“

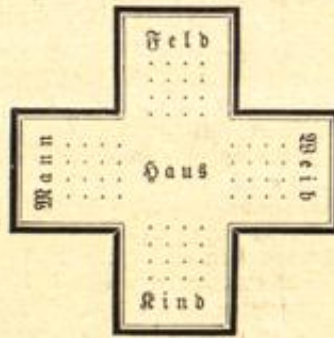
In der astronomischen Prüfung. Examinator: „Und wann dürfte nach Ihrer Ansicht der Kommet wiederkommen?“ — Kandidat: „In zweihundert Jahren.“ — Examinator: „Wie kommen Sie denn darauf?“ — Kandidat: „Ich habe so eine gewisse Ahnung.“

### Allerlei Kurzweil.

#### „Macht's selbst“-Rätsel.

Die Lösung heißt: Am Brunnen vor dem Thore. Es gilt: 20 fünfstellige Wörter zu finden, deren Mittelbuchstaben oben gemeldet „Vollständigung“ und, wenn man den Mittelbuchstaben herausnimmt, je ein neues Hauptwort ergeben. Die Beantwortung kann, naturgemäß, auch eine andre sein als die des Rätselaufstellers.

#### Verwandlungsrätsel.



Aus jedem der in der Figur stehenden Worte ist durch viermalige Veränderung je eines Buchstabens das Wort Haus zu bilden.

#### Buchstabenrätsel.

Verschwört gen Wahrheit, Recht und Treu' War, und ist noch mein 1, 2, 3, 3, 4 und 5 hat Deutschland viel, Zwar immer innert Grenz und Ziel; 4, 5 ist oft der Kinder Freud', Und oft hat es der Schmerz bereit, Doch mit dem Wörtchen 4, 5, 6 Sind Schmerzen, sowie Freuden ex — 1 bis zu 6 hinwiederum giebt Ein Ding bald trüb, bald ungetrüb.

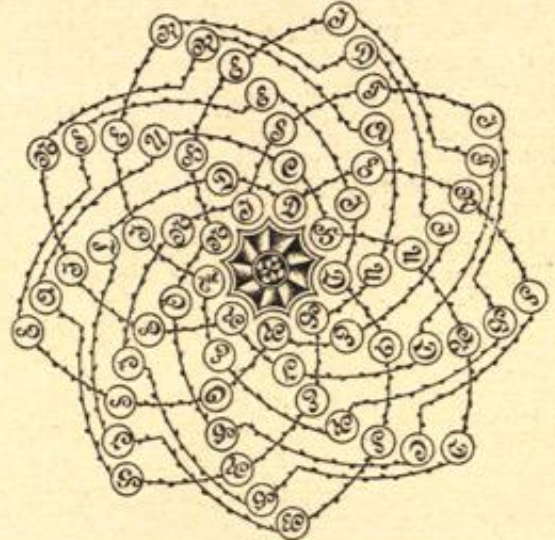
#### Worträtsel.

Durch die Felder wandelten zwei Bauern, Sprachen von der Ernte und vom Wetter, Von dem Preis des Kornes, und zuletzt auch Von den Söhnen; jeder hatte einen, Studiums halber, in die Stadt gehend. Beide Söhne, nach der Mutter Meinung, Der der Väter, und nach der des Pöbels, Waren's ganze Wort, und darum sollten Steigen sie auch zu besondern Ehren. „Nun, wie steht es denn mit eurem Ulrich?“ Frug der eine der Gevattern forschend, Und die freudig ihm gegeb'ne Antwort Lautete: „Wie immer, 's ganze Wort!“ — „Und wie geht's dem Hannes?“ — „Sag' der ander, ist ein Schachschwenkter, Kostet mich alljährlich zwei Paar Ochsen, Ist das Wort auch, aber nur getrennt!“ — Heimwärts wandelten die beiden Väter; Und der erste schmunzelte vergnüglich, Und der zweite kratzt' sich hinterm Ohre.

#### Ausfüllrätsel.

a — b — c — d — e — f — g — h — i — j — k — l — m — n — o — p — q — r — s — t — u — v — w — x — y — z — Die Striche vorsehender Reihen sind durch Buchstaben so auszufüllen, daß sie, mit den gegebenen Lettern, 11 Wörter ergeben. Die Lösung kann, naturgemäß, auch eine andre als die des Rätselaufstellers sein.

### Kombinationsaufgabe.



Wie lautet der Sinnspruch, die Buchstaben dieser Figur richtig verbunden?

#### Auflösungen der Rätsel Seite 295.

Des Kreuzfahrts-Königszug-Rätselsprungs: Noch steht mit buntem Schmuck behangen, Der Weihnachtsbaum in voller Pracht; Die Feiertage sind vergangen, Er aber hält getreuer Wacht Und steht im hellen Glanz der Kerzen Sich als das Bild der Hoffnung dar; So führt er leuchtend unter Dergern Vom alten bis ins neue Jahr. (Hermann Grieben.)  
Des „Eingefandte-Doppelrätsels“ Preisaufgabe — Liederanfängerin:  
Der rätselhaften Inschrift: „Wer ist denn des Mädels im Portiere a dem Ofen?“ — „Des ist a Cousine zu mir aus Quercetara.“  
Des Worträtsels: Telegramm.  
Des Ergänzungsrätsels: Weden, Blut, Frieden, Mut; Willen, Wachs, Grillen, Vögel. — Nohre, Staat, Futore, Spinat; Frieden, Wind, Invaliden, Blind.  
Des Silbenrätsels: Todsfunde.

### Handschriftenbeurteilung.

B. S. v. Zwickau. Einfach und natürlich in Anlage, Bildung und Auftreten — vor allem aus Gefühlsansehen; thätig, aber nie und da vorzügliches Erlahmen in der Thätigkeit; verständig.  
J. D. G. bei G. Ein bescheidener, liebenswürdiger, zuverlässiger Charakter, ein wenig nach dem Muster der guten alten Zeit. Vielleicht ein alterer Lehrer oder sonst von diesem Beruf entsprechender Bildung und Lebensstellung. Intelligent, klar, verständig und überlegt; etwas ängstlich, zu Entmutigung geneigt. Ordnungsliebend, nüchtern, stets bestrebt, jedes Ding zur rechten Zeit und am rechten Ort zu thun und nicht zu leicht zu nehmen. Selbständig, aber nicht schroff.  
E. B. in H. Eine Durchschnittsnatur, die sich vor allem durch das Gefühl leiten läßt, nicht die Präntation macht, irgend etwas andres scheinen zu wollen als sie in Wirklichkeit ist, und sich gerade dadurch vorteilhaft unterscheidet von so vielen nach Anlage, Bildung, Lebensstellung gleichartigen Frauennaturen.  
M. J. 34. Die fast absolut durchgeführte Isolierung jedes einzelnen Buchstabens beweist mangelnde Fähigkeit zur Kombination, eine starke Neigung, die Dinge zu sehr zu zerhacken und über den Einzel-

Handschriftliche Unterschriften und Notizen, darunter: „Was löst mich ja.“ und „J. H. v. M. J. 34.“

heiten die Gesamtheit zu vergessen. Freilich beweist die gleiche Erscheinung auch selbständige, neue Ideen, und poetisches Gefühl; weil der Schriftstellers ein feiner ist, auch seines und tallovolles Empfinden. Die Einfachheit und Schmucklosigkeit der Schrift, die niederen, wohlgeordneten Zeichen, der gleichmäßige Seitenrand sind Beweise von einfach-natürlichem, bescheidenem und verständigem Sinn, man möchte ihnen aber gern etwas mehr Weichheit und Biegsamkeit wünschen und mehr Fähigkeit zu selbstloser Hingabe (Spitze, scharfe Schrift und Haken in den Endungen).

E. D. 364 L. A. New York C. Wenn Sie es zu etwas Bedeutendem im Leben gebracht haben, so danken Sie es nicht einer besonders sorgfältigen Bildung und Erziehung, sondern Ihrer Energie und Ihrer Thätigkeit, nicht schlaue Verschmittheit und Berechnung, sondern der Ehrenhaftigkeit und Geradheit Ihres Charakters.

M. R. St. Louis. Material ungenügend; es scheint Schwung, Begeisterung und feines, instinktiv richtiges Empfinden, mehr Begeisterungsfähigkeit als Kraft und Tiefe der Empfindung vorhanden zu sein.

H. in D. Rheinland. Der harte Wechsel in der Höhe der einzelnen Buchstaben zeigt Nervosität, Erregbarkeit, in Verbindung mit wechselnder Schriftgröße auch wechselnde Laune. Sie sind gebildet (Los-

Handschriftliche Unterschriften und Notizen, darunter: „J. H. v. M. J. 34.“

lösung von kalligraphischen Regeln), anpassungsfähig (gewundene Verbindung der einzelnen Buchstaben eines Wortes), aber auch momentan heftig (siehe h) und kampfbefähigt (siehe b). Indessen fehlt auch Ermüdung, Entmutigung, ergebenes Sich-dreinschlagen nicht (sinkende Wortendungen, abfallende Endstriche).

M. v. Sp., Wien. Etwas unsicher innerlich; im Auftreten zwar bescheiden, aber sich das nicht anmerken lassen wollen; Sie halten auf Anstand und guten Ton, lieben aber Scheinwesen und luxuriöses Gesellschaftsleben nicht; sind eine harmonische, sympathische, innerlich ausgeglichene Natur, die sich im intimen Verkehr bewährt.

L. Meyer, Meienfeld bei Ragaz (Schweiz).

## Was giebt es Neues?

### Militär und Marine.

Kaiser Wilhelm hat bestimmt, daß der bisherige Schiffs- und die Bormärkte der Marine-Infanterie in Fortfall kommen und dafür die Litewka und die Dienstmühle zu tragen sind. Am Lande ist die Litewka zu Felddienstübungen innerhalb der Bataillone und neben dem Arbeitsrock anzulegen.

### Verkehr, Handel, Industrie.

Was die deutschen Geschäftsreisenden für Wohnung und Lebensmittel ausgeben. Es sind an 300 Geschäftstagen täglich etwa 60 000 deutsche Geschäftsreisende unterwegs. Diese müssen durchschnittlich im Gasthofe für Wohnung und Verpflegung mindestens die Summe von 10 Mark auslegen. Die Geschäftsreisenden geben also täglich 600 000 Mark aus, somit an 300 Geschäftstagen 180 Millionen Mark.

Geld! In vielen Zeitungen erschienen in letzter Zeit wiederholt Annoncen folgenden Wortlauts: „Geld! Wer Geld in jeder Höhe, zu jedem Zweck sofort sucht, schreibe an die Adresse D. E. A. Berlin 43.“ — Solche, die sich darauf meldeten, erhielten ein „Deutscher Erwerbs-Anzeiger Berlin 43“ unterzeichnetes Schreiben, das auf ein „Verzeichnis zu vergebender Gelder“ zum Preise von 3 Mark 50 Pfennig hinwies. Gleichzeitig wurde dieses Verzeichnis den Betreffenden unter Nachnahme zugesandt. Dieses Verzeichnis, das in der dreimal monatlich in Berlin erscheinenden „Berliner Haus- und Grundbesitzer-Zeitung, Deutscher Erwerbs-Anzeiger“ enthalten ist, besteht lediglich in der Aufzählung von Geschäften und Personen verschiedener Städte, die Geld gegen Sicherheit verleihen.

### Länder- und Völkerkunde.

Die Wasserversorgung der großen Städte ergibt als Quantum pro Kopf und Tag in den verschiedenen Arten sehr verschiedene Mengen; im allgemeinen nimmt man für solche Wasserversorgungen, wenn gewerbliche Betriebe, die viel Wasser brauchen, nicht in Betracht kommen, 40 bis 20 Liter pro Kopf und Tag an. Nach einer Aufstellung vom Internationalen Patentbureau Karl Fr. Reichelt, Berlin NW. 6 stehen die amerikanischen Großstädte mit überreicher Wasserversorgung oben, indem Buffalo mit 845, Chicago 636, New York mit 359, Boston mit 363, Brooklyn mit 327 Litern pro Kopf und Tag von europäischen Städten nur von Marseille mit 765 und Rom mit 414 Litern erreicht werden; Glasgow liefert seinen Einwohnern 291 Liter, Dublin 250, Rotterdam 245, Hamburg 241, Paris 220, Bordeaux 218, Köln 201, Madrid 200 Liter; ebensoviel kommt in Budapest auf jeden Einwohner, während Petersburg 182, London 173, München 172, Vienne 125, Magdeburg 101, Wien 104 Liter geben. Alle nicht aufgeführten Großstädte bleiben unter 100 Liter pro Kopf und Tag, und zwar stellt Konstantinopel mit nur 15 Litern die am dürftigsten mit Wasser versorgte Großstadt dar.

Entdeckung des Sternennanners. Man hat lange darüber gestritten, woher die Sterne und die Streifen in der amerikanischen Flagge stammen. Jetzt ist festgestellt, daß die Idee hierzu von einem Dänen, Namens Marler, ausgegangen ist. Er wurde auf der dänisch-westindischen Insel St. Croix geboren, wo sein Vater und Großvater wohnten. Im Jahre 1775 verließ er seinen Geburtsort, begab sich nach Philadelphia und gehörte zu denen, die die erste freiwillige Compagnie zum Kampfe für die amerikanische Freiheit und Unabhängigkeit bildeten. Für bewiesene Tapferkeit wurde er zum Kapitän ernannt, und um der Compagnie seine Dankbarkeit zu bezeugen, zeichnete er eine Flagge, in deren linker Ecke er dreizehn Sterne nach den dreizehn Staaten, die die Grundlage der Union bildeten, anbrachte. Dies war das erste Mal, daß man das Sternennanner entrollte. Die ursprüngliche Flagge Kapitän Marlers existiert noch und wird unter Glas und Rahmen sorgfältig aufbewahrt.

### Naturwissenschaftliches.

Riesentierknochen. Ein gewaltiger Hummer wurde jüngst bei Vlod Island gefangen und dem naturwissenschaftlichen Museum in Philadelphia überwiesen. Er wog etwas über 10 Kilogramm und maß vom Schwanz bis zum Schnabel 22,5 Centimeter. Vor einigen Jahren wurde ein noch um einige Millimeter größerer gefangen, aber wie in vielen anderen Tierklassen, so übertrafen auch die Krustentiere der Vorzeit weit ihre heutigen Verwandten. In einer der ältesten geologischen Formationen, im Silur, begegnen wir Resten von ungeheuren Geschöpfen dieser Ordnung, den Eurypteriden, deren größte Vertreter fast zwei Meter lang gewesen sein müssen. Diese seltsamen Tiere trugen ein mächtiges Scherenpaar und am hinteren Ende einen schweifartigen Stachel, dazu außer mehreren kurzen Beinpaaren zwei von enormer Länge und mußten, im flachen Wasser dahinkriechend, einen unheimlichen Anblick gewähren.

Eine der bedeutendsten europäischen Schmetterlings-sammlungen, diejenige des in Osnabrück verstorbenen Geheimen Regierungsrates Hendenreich, ist für den Spottpreis von 4500 Mark an einen Frankfurter Händler übergegangen. Leider fanden dem Museumsverein nicht die Mittel zur Verfügung, die von Kennern auf über 20 000 Mark taxierte Sammlung für das Osnabrücker Museum zu erwerben und sie somit der engeren Heimat zu erhalten.

### Unterrichtswesen. Gesundheitspflege.

Leipziger Schülerwerkstatt. Einen Mittelpunkt hat die deutsche Handfertigkeit in Leipzig in der dortigen Schülerwerkstatt (Scharnhorststr. 10) unter der umsichtigen Leitung des Direktors Dr. Götze gefunden. Das weit verbreitete Interesse für die wichtige Erziehungsfrage hat sich auch gelegentlich der kürzlich geschlossenen Mitteldeutschen Handfertigkeit-Ausstellung gezeigt. Nunmehr rückt sich die Werkstatt für die Winterarbeit und ladet fleißige Leipziger Knaben zum Besuche ein. Das Unterrichtsgeld ist billig bemessen, auch gibt es Honorarermäßigungen und für Unbemittelte halbe Freistellen. Wie nützlich wirkt ein solcher Mittelpunkt der Handfertigkeit in größeren Gemeinden, welche Anregungen gehen von ihm für die Kunstfertigkeit eines Volkes und für die gute Verwendung seiner freien Zeit aus!

Der „Gildeverein Osten“ (Anton Solothurn) bürgert

unter Beihilfe der Lehrerschaft die Zahnpflege immer mehr und mehr unter der Schuljugend ein. Er stellt für sämtliche Schulkinder Schachteln mit Zahnpulver und für unbemittelte Kinder Zahnbürsten zur Verfügung. Die Lehrer führen die Kontrolle über die Zahnpflege und geben den Kindern die nötige Anweisung. Auf diese einfache Weise können mit geringen Mitteln Tausende von Zähnen erhalten und Tausende qualvoller Stunden erspart werden.

Die radfahrenden Kertze tragen in Augsburg bereits über der vorderen Fahrradnummer ein rotes Kreuz im weißen Felde. Dies ist ausgiebig sichtbar und ermöglicht in Verbindung mit der Nummer jede nötige Kontrolle.

### Entscheidungen.

Hinsichtlich der Haftpflicht der Telegraphenbeamten fällt das Landgericht in Kassel eine interessante Entscheidung. Ein Marburger Banquier hatte am 2. Dezember vorigen Jahres von Kaufmannberg aus ein Telegramm an die Darmstädter Bank für Handel und Industrie geschickt des Inhalts: „3200 Schleifische Kohlen.“ Das Telegramm wurde richtig nach Kassel abgegeben, aber von dem dort den Apparat bedienenden Beamten weitertelegraphiert: „32000 Schleifische Kohlen.“ So erhielt der Banquier für 32000 Mark Schleifische Kohlenanliefern, während er nur für 3200 Mark Verwendung hatte. Bei dem Wiederverkauf der zuviel erhaltenen Aktien erlitt er durch Kursverlust einen Schaden von 651 Mark. Auf seine Beschwerde teilte ihm die Postbehörde mit, daß sowohl der den Apparat bedienende Beamte, wie der revidierende Beamte wegen des Verstoßes disziplinarisch bestraft worden seien, ersatzpflichtig könne er nur diese machen. Der Revisor einigte sich mit dem Banquier gütlich auf Zahlung von 150 Mark, der den Apparat bedienende Beamte bestritt aber seine Haftpflicht, und so kam es zum Prozeß. Das Gericht erklärte den Beamten schuldig zur Zahlung der eingeklagten Summe von 325 Mark 50 Pfennig nebst fünf Prozent Verzugszinsen und legte ihm auch die Kosten des Verfahrens auf.

Was sind „Waren“? Den Ferienstrassenrat des Kammergerichts in Berlin beschäftigte kürzlich die weite Geschäftskreise interessierende Frage, ob Kunstproben, wie Photographien, Druck-sachen, Visitenkarten und so weiter bei ihrer Ausstellung unter den Begriff von „Waren“ fallen. Durch Verordnung des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen vom 24. April 1896 ist nämlich das Aushängen und Ausstellen von Waren während der Zeit des Hauptgottesdienstes verboten worden, und daraufhin wurde der Buchdrucker Köhler zu Erfurt, weil er seinen außerhalb des Geschäftslokals angebrachten Schaustafeln an einem Sonntag während des Hauptgottesdienstes nicht verhängt hatte, wegen Uebertretung angeklagt. Das Schöffengericht wie die Strafkammer zu Erfurt erkannten indes auf Freisprechung, indem sie der Ansicht waren, daß die hier in Betracht kommenden Gegenstände, die überhaupt nur für bestimmte Personen angefertigt worden waren, nur Kunstproben und nicht zum Verkauf geeignet und bestimmt, demnach auch gar nicht zu den Waren zu rechnen seien. — Die Staatsanwaltschaft legte hiergegen unter der Aus-führung, daß der Vorberichter den Begriff „Ware“ zu eng aufgefaßt habe, Revision bei dem Kammergericht ein, welches nun auch nach dem Antrage der Oberstaatsanwaltschaft die Vor-entscheidung aufgehoben und den Angeklagten zu einer Mark Geldstrafe verurteilt hat. Der Senat war nämlich der Ansicht, daß ein solcher Schaustafeln einem Schaufenster gleichzustellen sei. Daher müßten die darin ausgestellten Gegenstände als Waren-muster und dementsprechend auch als Waren erachtet werden.

### Anfälle und Verbreden.

Die Philippineninseln, welche zwei Jahre lang der Auf-stand verwüßt hat, sind dazu auch noch von den Elementen heimgegriffen worden. Ein Taifun und Springkuten haben furchtbare Verheerungen angerichtet. 400 Europäer und 6000 Eingeborene sind ums Leben gekommen. Viele sind ertrunken, während andere von der Gewalt des Sturmes zertrümmert wurden. Mehrere Ortschaften sind fortgeweht oder fortgeschwemmt worden. Der Orkan packte zuerst die Bai Santa Paula und den südlich davon gelegenen Bezirk. Während zweier Tage war die Gegend von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Tacloban war nach einer halben Stunde ein Trümmerhaufen. Von den 200 dort gefangen gehaltenen Aufständischen gelang der Hälfte die Flucht, als das Gefängnis vom Sturme zerstört worden war. Aus den Trümmern der Häuser der Stadt hat man die Leichen von 126 Europäern hervorgezogen. 400 Eingeborene wurden unter den Trümmern begraben. Die Stadt Hermes ist von den Fluten vom Erdboden verflücht worden. Von den 5000 Einwohnern existiert kein Mensch mehr. Von den Häusern in Zoog stehen nur noch drei. Tausende von Eingeborenen ziehen durch die verheerte Provinz und bitten um Brot oder ärztliche Hilfe.

„Die Todesstrafen.“ In einer bemerkenswerten, so betitelten Arbeit, veröffentlicht durch Charles Newman zu Ende 1896, giebt dieser mit erschöpflichen und genauen Angaben das folgende vergleichende Verzeichnis der im Mittel in verschiedenen Ländern von Mordtöten Erschlagenen:

|              |                                      |
|--------------|--------------------------------------|
| Chile:       | 850 oder 28,33 pro 100 000 Einwohner |
| Italien:     | 3000 „ 12 „ „ „                      |
| Spanien:     | 1400 „ 9 „ „ „                       |
| Oesterreich: | 694 „ 3 „ „ „                        |
| Belgien:     | 130 „ 2 „ „ „                        |
| Frankreich:  | 815 „ 2 „ „ „                        |
| Irland:      | 100 „ 2 „ „ „                        |
| Deutschland: | 535 „ 1,25 „ „ „                     |
| Schottland:  | 35 „ 1 „ „ „                         |
| England:     | 280 „ 1 „ „ „                        |

### Sport.

Ueber Empfindungen während einer rasenden Fahrt giebt der englische Radfahrer Michael aus Wales, der den Ruf genießt, der schnellste Fahrer der Welt zu sein, folgende Schilderung. Bei den ersten vier oder fünf englischen Meilen, die er noch in ziemlich gemäßigtem Tempo zurücklegt, hört und sieht

er fast alles, was um ihn her vorgeht; bald aber achte er nur noch auf die Stimme des Trainers, um eventuell dessen Rat-schläge zu befolgen. Hat er jedoch eine Strecke von zehn eng-lischen Meilen hinter sich, dann überkommt ihn das Gefühl, als sei er von allem isoliert. Er sieht einen hellen grauen Streifen sich endlos zu seinen Füßen hinziehen, und der Tumult und die Zurufe der Menge erstehen allmählich zu einem leisen Rauschen. Dagegen erhebt sich in der Luft, die er mit immer größerer Ge-schwindigkeit durchschneidet, ein eigentümlich dumpfes Brausen, das wie fernes Branden der Reitereswagen an sein Ohr tönt. Nach weiteren fünf bis sechs Meilen scheint sich der hellste, sonnigste Tag in immer dichter werdende Dämmerung zu ver-wandeln, und nach zwanzig Meilen ist das einzige Geräusch, was sich ihm noch vernehmbar macht, ein leises Summen und Surren, das von der dahinsausenden Maschine herrührt. Nach etwa fünfundsiebzig englischen Meilen verliert sich das Gefühl vollkommen, ebenso die Kraft, zu denken und zu fühlen. Dem buchstäblich durch die Luft fliegenden Fahrer ist zuletzt zu Mut, als sei er absolut bewegungslos, als sei jedes Leben von ihm gewichen. Am Ziel angelangt, bedarf er einiger Zeit, um über-haupt wieder einigermassen zu sich selbst zu kommen.

### Statistisches.

Die Goldproduktion der Welt. Der „Statist“ bringt einen interessanten Artikel über die Goldproduktion der Welt von 1850 bis 1896. Sie belief sich rund auf 300 Millionen Unzen oder 1163 Millionen Pfund Sterling, wozu beigetragen haben die Vereinigten Staaten 417 980 000 Pfund Sterling, Australien 336 930 000 Pfund Sterling, Neuseeland 52 393 000 Pfund Sterling und das Transvaal 45 Millionen. Eine Karte zeigt, wie die Goldproduktion in jedem Jahre von 1851 bis 1896 variiert hat, und aus ihr ergibt sich die bemerkenswerte That-sache, daß der Ertrag von 1896 praktisch noch einmal so groß war als der Durchschnittsertrag der Jahre 1881 bis 1890. Dieser belief sich auf 21 738 000 Pfund Sterling; jener auf annähernd 45 Millionen, wovon entfallen auf die Vereinigten Staaten 10 800 000, Australien 8 988 000, Transvaal 8 604 000, Indien 5 911 000, Rußland und die übrigen Länder 10 697 000 Pfund Sterling.

### Ehrenmeldung.

Mit eigener Lebensgefahr hat in Frankfurt a. O. der Lehrer Heinrich Schulz vier Knaben vor dem Ertrinken gerettet. Die Kinder hatten sich auf die noch außerordentlich dünne Eis-decke der Oder gewagt und waren eingebrochen. Der Lehrer Schulz, der zufällig am Ufer vorbeikam, sprang sofort in die Oder und suchte sich den Kindern zu nähern. Da der Boden sehr sumpfig war, gelang das dem wackeren Manne nicht, jedoch wurde es ihm, nachdem er vom Ufer aus Stangen zugereicht erhalten hatte, möglich, die Knaben mittels dieser Stangen im letzten Augenblick vor dem Ertrinken zu retten.

Das 40jährige Bestehen des weit über Deutschlands Grenzen hinaus rühmlichst bekannten Parfümeriegeschäftes F. Wolff & Sohn in Karlsruhe gab vor kurzem Anlaß zu einem Hausfeste, dessen wir Erwähnung thun wollen an dieser besonderen Stelle; war es ja doch ein Fest deutschen Gewerbetreibenden, und der Geist, der es befehlte, der eines innigen Familienzusammenhaltes, ge-rechter Würdigung aller Mitarbeiter, gewissenhafter Geschäfts-berathung, streng gewahrter Solidität. Da stimmt auch „Jil-Welt“ gern ein in das vielstimmige „Hoch!“, das deutscher Arbeit, deutscher Gediegenheit gegolten; mögen solche immer weitere Anerkennung finden.

### Gestorben:

Löwenbändiger Robert Daggell. Einer der bekanntesten, vielleicht der größte Tierbändiger der Gegenwart ist in Robert Daggell aus dem Leben geschieden. Ein echtes Berliner Kind und ein wahrhaftes Original dazu, war der Verstorbene eine stadtberühmte Persönlichkeit. Ursprünglich Schlächtergehilfe, ging er bald zur Artistenlaufbahn und schließlich zu dem gefährlichsten Zweige derselben, dem Beruf des Tierbändigers, über. In der Kreuzbergischen Menagerie war er erst „Cornac“ bei den Elefanten, widmete sich aber dann ausschließlich der Dressur von Löwen und Tigern. Besonders die Königtiger waren ihm liebe Zöglinge; es war sein Stolz, zu den frisch eingebrachten Tieren als erster hineinzugehen und ihnen die ersten Lektionen zu geben. Daß seine „Schüler“ aber ihrem Lehrer wenig hold waren, das be-weisen die zahllosen Kratzen am Körper Daggells. Seine Un-erschrockenheit und die magische Gewalt seines Blickes retteten ihm immer wieder das Leben. Seit 1882 hatte er sich in Berlin zur Ruhe gesetzt. In seinem Hause in der Blücherstraße 43 ist er am 2. Dezember gestorben. Der alte Daggell war bis zum letzten Tage unermüdlich, und zwar vorwiegend zum Wohle seiner Kollegen thätig. Er war zweiter Vorsitzender des Inter-nationalen Artistenverbandes und Mitbegründer des Vereins reisender Schausteller und Berufsgegnossen in Hamburg.

### Miscellen.

„Hundert nützliche Gegenstände für nur 20 Pfennige“, so lautete ein in einer Berliner Zeitschrift erschienenes Inserat. Ein Neugieriger wollte der eigenartigen Sache auf den Grund gehen und handte den geforderten Preis ein. „Postwendend“ erhielt er, wie es im Inserat hieß, die hundert nützlichen Gegen-stände, — nämlich hundert — Stecknadeln!

Ein Hund mit falschem Gebiß. Eine sehr interessante Nummer der gegenwärtig im Krystallpalast zu Spodenham tagenden Hunde-Ausstellung bildet ein kleiner Bräffeler „Schipperke“, ein altes, gebrechliches Tier, das an der Schönheitkonkurrenz sich nicht beteiligen will, aber darum bemerkenswert ist, weil es der einzige Hund der Welt ist, der ein künstliches Gebiß im „Munde“ führt. Sein Besitzer, ein Mr. Roßel, ist Zahnarzt. Als sein kleiner Liebling so alt geworden war, daß er alle Zähne verlor und nicht mehr kauen konnte, nahm sein findiger Herr einen Wachsabdruck von dem Gebiß des Tieres und verfertigte ihm nach den Regeln der Kunst ein falsches Hundegebiß. Der kleine Schipperke kann nun wieder wie in seinen jungen Tagen sich an Knochenleckerbissen erfreuen und macht nebenbei für seinen Herrn großartige Reklame.